Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 ℳ. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ. — ₰
Für einen Monat		1 ℳ. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 ℳ. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ. — ₰
Für einen Monat		2 ℳ. — ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ. 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek
(Schöpping)
Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

3 5 4 5 9
33,757
P. o. gall.
2569 h/(1
Daudet

Die Evangelistin.

Erster Band.

J. Lindauer'sche
Leihbibliothek
München Maximiliansp. 16

In demselben Verlage erschienen von dem gleichen Autor in autorisirten Uebersetzungen bisher:

Wundersame Abenteuer des edlen Tartarin von Tarascon. Humoristischer Roman. II. Aufl.
Preis eleg. geh. ℳ 2.50.

Der kleine Dingsda. Die Geschichte eines Kindes.
1 Bd. ca. 27 Bogen 8°.
Preis eleg. geh. ℳ 5.—.

Der Nabob. Pariser Sittenbilder. 2 Bde 8°.
Preis eleg. geh. ℳ 8.—.

Numa Roumestan. Pariser Roman. II. Aufl. 2 Bde. 8°.
Preis eleg. geh. ℳ 8.—.

Die Evangelistin.

Pariser Roman

von

Alphonse Daudet.

Erster Band.

Dresden und Leipzig.
Verlag von Heinrich Minden.
1883.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Dem gelehrten und beredten Professor

J. M. Charcot,

Arzt an der „Salpêtrière",

widme ich diese psychologische Studie (observation).

Alphonse Daudet.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Die Großmutter.

Es ist in der Dämmerung. Zwei Frauen treten in ein kleines Haus der Rue du Val de Grâce. Sie kommen vom Kirchhof, wo man soeben die Großmutter begraben hat, und nachdem die Thür geschlossen und die Freunde fortgegangen, empfinden Frau Ebsen und ihre Tochter, allein geblieben in der engen Wohnung, welche ihnen seit einigen Stunden größer scheint, und wo der kleinste Gegenstand sie an die Abwesende erinnert, noch tiefer die ganze Grausamkeit ihres Kummers. Selbst da draußen, in Montparnasse, als die Erde sich öffnete und ihnen Alles nahm, fühlten sie nicht so lebhaft, wie in dieser Fensterecke und vor diesem leeren Lehnstuhl, den Begriff des Unersetzlichen,

die Angst der ewigen Trennung. Es ist so, als wenn Großmutter jetzt eben zum zweiten Mal gestorben wäre.

Frau Ebsen ist auf einen Stuhl gesunken und bleibt unbeweglich, niedergebeugt in ihrem wollenen Trauerkleide, sie hat nicht einmal die Kraft, ihren schwarzen Shawl abzulegen und ihren Hut, dessen langer Kreppschleier sich in steifen Ecken über ihrem guten, breiten und in Thränen gebadeten Antlitz emporsträubt. Stark die Nase schnäuzend, dann die geschwollenen Augen trocknend, zählt sie mit lauter Stimme die Tugenden der Verstorbenen her, ihre Güte, ihre Heiterkeit, ihren Muth, sie mischt darin Episoden aus ihrem eigenen Leben und aus dem ihrer Tochter, so daß ein Fremder, welcher bei diesem spießbürgerlichen Selbstgespräch zugegen gewesen wäre, die Lebensgeschichte dieser drei Frauen vollständig kennen und erfahren würde, daß Herr Ebsen ein Ingenieur aus Kopenhagen, durch Erfindungen ruinirt, vor zwanzig Jahren nach Paris gekommen ist, um ein Patent für eine electrische Uhr zu erhalten, daß die

Sache nicht nach Wunsch ging und daß der Erfinder starb, seine Frau mit der alten Mutter im Gasthof zurücklassend, und zwar so arm, daß sie nicht wußte, wovon sie ihre Niederkunft bestreiten sollte.

Ach! ohne Großmutter, was wäre damals geworden, ohne Großmutter und ihre tapfere kleine Häkelnadel, welche sie Tag und Nacht emsig benutzte, Tischtücher und feine übersponnene Guipür-Spitzen arbeitend, die zu dieser Zeit in Paris noch wenig bekannt waren, und wie dann die alte Dänin muthig in die Handarbeitsgeschäfte ging, um ihre Waare anzubieten! Auf diese Weise hat sie den Hausstand erhalten, und der kleinen Eline eine gute Amme geben können; aber wie viel feine Sterne und Spitzen gehörten dazu! gute theure Großmutter, daß man davon hätte die Augen verlieren können! . . . Und das Selbstgespräch geht immer weiter, unterbrochen von Schluchzen, von kindlichen Ausrufen, die der braven Frau wieder auf die Lippen kommen bei ihrem großen Schmerz, nun verwaist zu sein; sie klingen um so rührender,

da Alles in dem Kopenhagener Accent gesprochen wird, den sie trotz der zwanzig Jahre ihres Aufenthaltes in Paris nicht verloren hat.

Der Kummer ihrer Tochter ist weniger mittheilsam. Sehr bleich, die Zähne auf einander gepreßt, beschäftigt sich Eline im Hause, mit ihrem ruhigen Aussehen, ihren sicheren, etwas langsamen Bewegungen, ihre volle schmiegsame Büste in dem traurigen schwarzen Kleide, welches von den starken blonden Haaren und dem blühenden Aussehen ihrer neunzehn Jahre sehr absticht. Ohne Geräusch, wie eine geschickte Hausfrau, hat sie das verdeckte Feuer, welches in ihrer langen Abwesenheit fast erloschen war, wieder angefacht, die Gardinen zugezogen, die Lampe angezündet und so den kleinen Salon von der Finsterniß und der Kälte befreit, welche sie bei ihrer Rückkehr darin gefunden, dann, ohne daß die Mutter aufgehört hätte zu sprechen, zu schluchzen, nimmt sie ihr Hut und Tuch ab, zieht ihr recht warme Hausschuhe an, an Stelle ihrer nassen, von der Friedhofserde be-

schwerten Stiefeletten, nimmt sie bei der Hand, wie ein Kind, führt und setzt sie an den Tisch, wo die mit Blumen bemalte Suppenschüssel zwischen zwei aus dem Restaurant gebrachten Speisen dampft. Frau Ebsen sträubt sich. Wie wäre es möglich zu essen! Sie hat keinen Hunger, und dann, der Anblick dieses kleinen Tisches, des fehlenden dritten Bestecks. . . . .

„Nein, Lina, ich bitte Dich."

„Doch, doch, es muß sein."

Eline bestand darauf, daß man hier gleich den ersten Abend speiste, sie wollte nichts an den Gewohnheiten ändern, wohl wissend, daß es den nächsten Tag noch schwerer sein würde, sich hineinzufinden. Und wie klug hat sie gehandelt, diese sanfte und vernünftige Lina! Da geschieht es schon, daß die laue Wärme des Zimmers, welche sich bei der zwiefachen Helle der Lampe und des Feuers wieder erhöht, das arme erstarrte Herz durchdringt. Und Frau Ebsen beginnt mit großem Appetit zu essen, wie es ja immer nach solch' erschöpfenden Krisen der Fall ist; und nach und nach

ändern und besänftigen sich ihre Gedanken, ohne den Gegenstand zu wechseln. Das ist gewiß, daß man Alles gethan hat, damit Großmutter glücklich sei, daß ihr nichts fehlte bis an ihren letzten Tag. Und dann welchen Trost gewährte es doch, sich in so schrecklichen Augenblicken von so viel Sympathien umgeben zu fühlen! Wie viel Leute waren doch bei dem schlichten Leichenbegängniß! Die Straße war ganz schwarz! Von ihren früheren Schülerinnen: Léonie d'Arlot, Baronin Gerspach, Paula und Louise de Lostande, nicht eine, welche gefehlt hätte. Man hat sogar das gehabt, was die Reichen heutzutage weder für Silber noch für Gold erlangen können, nämlich eine Rede des Pastors Aussandon, dem Dekan der theologischen Facultät, Aussandon, dem größten Redner der reformirten Kirche, den Paris seit fünfzehn Jahren nicht gehört hatte. Wie schön war das, was er über die Familie sprach, wie war er bewegt, indem er von dieser muthigen Großmutter erzählte, die, schon in hohem Alter, ihre Heimath verließ, um ihren

Kindern zu folgen, und nicht einen Tag ohne sie zu sein.

„Oh! nicht einen Tag . . .“ seufzt Frau Ebsen, welche bei der Erinnerung an die Worte des Pastors von neuem in Thränen ausbricht, und ihre große Tochter, welche sich ihr genähert hat, um sie zu beruhigen, in die Arme nehmend, drückt sie dieselbe fest an sich und ruft: „Wir wollen uns recht lieben, meine Lina, uns niemals verlassen.“

Dicht an sie geschmiegt, drückt Lina einen langen Kuß auf ihr ergrautes Haar, und antwortet zärtlich, aber sehr leise, um nicht zu weinen:

„Niemals! Du weißt es wohl, niemals!“

Die Wärme, die Mahlzeit, drei Nächte ohne Schlaf und so viel Thränen! Sie schläft jetzt, die arme Mutter. Eline geht und kommt ohne Geräusch, deckt den Tisch ab und stellt wieder Alles in Ordnung, was dieser schreckliche und plötzliche Todesfall durcheinander gebracht hat. Es ist so ihre Art, den Kummer zu betäuben in einer praktischen Thätigkeit. Aber an

der Fensternische, mit dem stets aufgesteckten Vorhang angelangt, wo die alte Frau sich den ganzen Tag aufhielt, fehlt ihr der Muth, um diese verschiedenen Dinge zu ordnen, welche die Spuren der Gewohnheit und auch der Abnützung durch die zitternden Hände, welche sie stets benützten, zeigen: die Scheere, die Brille ohne Futteral, welches zwischen dem Seiten eines Bandes von Andersen als Buchzeichen liegt, die Häkelnadel quer über einer angefangenen Arbeit, welche halb aus einem Fache des Nähtisches heraussieht, und die Spitzenhaube am Fensterriegel, deren aufgeknüpfte lila Bänder zu Boden hängen.

Eline bleibt stehen und sinnt.

Ihre ganze Kindheit ist in dieser Ecke enthalten. Hier hat Großmutter sie lesen und nähen gelehrt. Während Frau Ebsen die Stadt durcheilte, um deutschen Unterricht zu ertheilen, blieb die kleine Lina auf diesem Schemel zu Füßen der alten Dänin, welche ihr von ihrer Heimath sprach, nordische Sagen erzählte und ihr das Matrosenlied vom „König Christian“ vor-

sang, — denn ihr Gatte war Schiffscapitän gewesen. Später, als Eline selbst ihren Unterhalt verdiente, ging sie immer wieder zu ihrem alten Plätzchen, sobald sie nach Hause kam. Großmutter, sie da findend, wo sie als kleines Mädchen gesessen, fuhr fort, mit derselben beschützenden Zärtlichkeit zu ihr zu sprechen; und in den letzten Jahren kam es vor, — da der Verstand der alten Frau allmählich schwächer wurde, — daß sie ihre Tochter mit der Enkelin verwechselte, Lina mit „Elisabeth“ anredete — dem Namen der Frau Ebsen — und von deren verstorbenem Manne sprach, auf diese Weise ihre beiden Persönlichkeiten, welche in ihrem Herzen eine und dieselbe Mutterliebe fanden, verwechselnd. Ein Wort führte sie sanft zurück, dann fing sie an zu lachen. Oh! dieses engelgleiche Lachen, dieses kindliche Lachen zwischen den Schleifen der kleinen Haube, nun ist es vorbei, Eline wird es nicht mehr hören. Und dieser Gedanke raubte ihr gänzlich den Muth. Ihre Thränen, die sie mühsam zurückgehalten in Rücksicht auf ihre Mutter, und auch aus

Stolz, aus Zartgefühl, und weil das ganze Mitleiden um sie her sie unangenehm berührte, ihre Thränen stürzen nun mit Gewalt hervor, fast erstickend eilt sie mit herzbrechendem Schluchzen und Weinen in das Nebenzimmer.

Hier ist das Fenster weit geöffnet. Die Nacht dringt ein, von nassen Windstößen durchfahren, welche den hellen Märzmond erzittern machen, der sein weißes Licht hinbreitet über das Bett, über die erloschenen Kerzen, über die beiden sich noch gegenüberstehenden Stühle, auf die der Sarg heute früh gestellt war während der Rede des Predigers, die zu Hause gehalten wurde, nach protestantischem Ritus. Keine weitere Unordnung in diesem Sterbezimmer, nichts von jenen Zurichtungen, welche ein langes Siechthum, alle Schrecken der Krankheit anzeigen. Man merkt die Ueberraschung, die Vernichtung des Lebens in wenigen Stunden; und Großmutter, welche fast nur um sich schlafen zu legen dieses Zimmer betrat, hat hier einen tieferen Schlaf, eine längere Nacht gefunden, das ist Alles.

Sie liebte dieses Zimmer nicht, „zu traurig“ sagte sie, es lag wie in tiefe Stille gehüllt, und die Stille ist der Feind der alten Leute; man sah nur Bäume, den Garten des Herrn Aussandon, dann dahinter den des Taubstummen-Institutes und den Kirchthurm von St. Jaques du Haut-Pas: nichts als Grünes auf einem Hintergrund von Steinen, den eigentlichen Zauber von Paris; aber die alte Dänin zog doch ihre kleine Ecke am Fenster vor, mit dem Leben und dem Lärmen der Straße. Macht es der Anblick dieses tiefen Himmels, bewegt wie das Meer stellenweise aufschäumend? Hier weinte Eline nicht mehr. Durch das offene Fenster erhebt sich ihr Schmerz, wird freier und verklärt sich. Es scheint ihr, als wäre dies der Weg, den das theure entschwundene Leben genommen hat; und ihr Blick sucht da oben, in den flockenartigen Wolken, in den blassen lichten Stellen des Himmels.

„Mutter, bist Du dort? Siehst Du mich?“

Ganz leise, lange ruft sie die Großmutter, spricht zu ihr im Tone des Gebetes. . . . . Dann schlagen

die Uhren von der Kirche St. Jacques und vom Val de Grâce, die entblätterten Bäume erbeben unter dem Nachtwinde; ein Pfeifen der Eisenbahn, das Hornsignal der Tramway fahren über das fortwährende dumpfe Brausen von Paris dahin. Eline verläßt den Balkon, auf den sie sich bei ihrem Gebete stützte, schließt das Fenster und kehrt zurück in den Salon, wo die Mutter noch immer ihren von tiefen Seufzern durchbebten Schlaf eines Kindes schläft; und vor diesem kindlichen Gesichte mit den Runzeln voll Güte, mit den von den Thränen verschwollenen Augen, denkt Lina an die Selbstverleugnung, an die Aufopferung dieses vorzüglichen Wesens, an die schwere Familienlast, welche sie so muthig, so heiter getragen: das Kind zu erziehen, den Hausstand zu unterhalten, die Verantwortlichkeiten eines Mannes und dabei stets ohne Zorn, stets ohne Klage. Das Herz des jungen Mädchens wallt über von Zärtlichkeit, von Dankbarkeit; sie wird sich auch ganz und gar ihrer Mutter widmen und noch einmal schwört

sie ihr, „sie sehr zu lieben, sie niemals zu verlassen."

Aber man klopft leise an die Thür. Es ist ein kleines Mädchen von sieben bis acht Jahren, mit schwarzer Schülerinnenschürze, das glatte Haar auf der Stirne mit einem hellen Band zusammengehalten.

„Du bist es, Fanny," sagt Eline, auf der Schwelle bleibend, aus Furcht, Frau Ebsen aufzuwecken, „heute Abend ist keine Stunde."

„— Oh! ich weiß es wohl, Fräulein," — — und das Kind läßt einen neugierigen Blick nach Großmutters Platz gleiten, um zu sehen, wie es sein mag, wenn man gestorben ist, — „ich weiß es wohl, aber Papa wollte, daß ich dennoch heraufkäme und daß ich Sie küsse wegen Ihres großen Kummers."

„— Oh! Du liebe Kleine . . ."

Sie nimmt den Kopf des Kindes in ihre beiden Hände und drückt ihn mit wahrer Zärtlichkeit.

„Adieu, meine Fanny, komm morgen wieder. . . Warte, ich leuchte Dir, die Treppe ist ganz dunkel."

Und sich niederbeugend, die Lampe hochhaltend, um der Kleinen, welche unten wohnt, den Weg zu erhellen, bemerkt sie Jemanden im Schatten stehend und warten.

„Sie sind's, Herr Lorie?"

„— Ja, mein Fräulein, ich bin's, ich bin da. — Beeile Dich, Fanny."

Und schüchtern die Augen erhebend zu dem schönen blonden Mädchen, dessen Haare sich unter der Lampe in Strahlen verfliegen, erklärt er in einem langen, geschmückten, wie ein Trauer-Bouquet erster Klasse eingewickeltem Satze, daß er es nicht gewagt habe, selbst zu kommen, um sogleich den Ausdruck ... den Ausdruck seiner Beileidsbezeigungen persönlich zu bringen; dann plötzlich, diese ganze ceremoniöse Banalität abbrechend: „Von ganzem Herzen fühle ich mit Ihnen, Fräulein Eline!"

„Ich danke, Herr Lorie."

Er nimmt das Kind bei der Hand. Eline tritt in ihre Wohnung zurück und die beiden Thüren, im Erdgeschoß und in der ersten Etage schließen sich zu gleicher Zeit, wie mit derselben Empfindung.

Zweites Kapitel.

Ein Staatsbeamter.

Es waren bereits vier oder fünf Monate verflossen, seit Lorie's das Haus bewohnten, und in der Rue du Val de Grâce, einer echten kleinstädtischen Gasse gleichend, mit ihren Klatschereien vor den Thüren, ihren von hohen Bäumen überragten Klostermauern, ihrem Straßendamm, wo die Hunde, die Katzen, die Tauben sich tummeln ohne Furcht vor den Wagen, hatte sich aber die neugierige Unruhe über die Ankunft dieser sonderbaren Familie noch nicht gelegt. An einem Octobermorgen, unter strömendem Regen — einem wahren Auszugstag —, hatte man die Leute hier ankommen sehen; der Herr, mager, ganz in schwarz gekleidet, einen Flor um den Hut, und trotz

seiner Jugend gealtert durch die ernste Miene, durch seinen nach Beamtenart gestutzten Backenbart und zusammengepreßten Mund. Mit ihm zwei Kinder, ein Knabe von etwa zwölf Jahren, der eine Matrosenmütze trug, mit Anker und goldener Borte geschmückt, und ein kleines Mädchen, die an der Hand geführt wurde von einer Dienstmagd mit der Haube einer Bäuerin aus dem Berry, ebenfalls schwarz gekleidet, und, wie ihre Herrschaft, von der Sonne gebräunt. Ein Rollwagen der Eisenbahn ihnen auf dem Fuße folgend, schwer beladen mit Kisten, Reisekoffern und aufgethürmten Ballen.

„Und die Möbel?" fragte die Thürhüterin ihre Miether einführend.

Das Bauernmädchen antwortete sehr ruhig: „Es giebt keine . . ." und da das Vierteljahr vorausbezahlt war, mußte man sich mit dieser Auskunft begnügen. Wo würden sie schlafen? Woraus würde man essen? Und worauf sich setzen? das waren schwer zu lösende Räthsel; denn die Thüre öffnete

sich kaum, und wenn auch die Fenster keine Vorhänge hatten, so blieben die großen Läden doch stets geschlossen, sowohl nach der Straße, als auch nach dem Garten hin. Vom Herrn, streng aussehend und fest bis an das Kinn zugeknöpft in seinem langen Ueberzieher, konnte man gewiß keine Auskunft erhalten, übrigens war er nie zu Hause, ging Morgens sehr geschäftig fort, eine Ledermappe unter dem Arm, und kam erst des Abends spät wieder heim. Was das große starke Mädchen anlangt, die wie eine Amme aussah und die Herrschaften bediente, so hatte sie einen gewissen Schwung ihres Rockes nach einer Seite, und eine barsche Art, den Schwätzern den Rücken zu kehren, welche die Leute von ihr fern hielt. Auf der Straße schritt der Knabe vor ihr, die Kleine fest an ihr Kleid geklammert; und wenn sie nach dem Waschhause ging, ein Bündel Wäsche auf ihre starken Hüften gestemmt, schloß sie die Kinder fest zu Hause ein. Diese Leute empfingen nie Besuche, nur zwei oder drei Mal die Woche kam ein kleiner Mann mit einem schwarzen

Strohhute, eine Art Schiffer, wie sie am Meeresufer herum schlendern, mit lebhaften Augen und einem gelbsüchtigen Gesichte, und stets einen großen Korb in der Hand. Alles in Allem wußte man Nichts über sie, außer, daß der Herr sich Lorie-Dufresne nannte, wie eine an die Thür befestigte Visitenkarte bezeugte:

Charles Lorie-Dufresne
Unter-Statthalter in Cherchell
Provinz Algier.

Dies Letztere mit der Feder durchstrichen, aber nicht vollständig und wie mit Bedauern.

Er war in der That erst vor Kurzem abgesetzt worden und zwar unter folgenden Umständen: Nach Algier berufen gegen Ende des Kaiserreiches, verdankte es Lorie-Dufresne nur der großen Entfernung, von der neuen Regierung beibehalten worden zu sein. Seine politische Meinung war übrigens nicht sehr fest, wie bei den meisten unserer Beamten, und er war ganz bereit, der Republik dieselben Beweise

seines Eifers zu geben, wie dem Kaiserreiche, wenn man ihn nur in seinem Amte beließ. Das wohlfeile Leben in einem wundervollen Lande, als Unterstatthalterei ein Palast mit bis zum Meere führenden terrassenförmigen Gärten voll Pomeranzen- und Bananenbäumen, ein Heer von Chaouchs auf seine Befehle wartend, Spahi's, die mit ihren langen rothen Mänteln, welche aussahen wie die Flügel der Flamingo's, auf einen Wink von ihm davon flogen, Reit- und Wagenpferde geliefert von der Regierung, — der großen Entfernungen wegen —, offen gestanden, dies Alles war wohl werth, daß man seine Ueberzeugung ein wenig opferte.

Nachdem er sich am 16. Mai behauptet hatte, sah Lorie seine Stellung erst nach dem Rücktritt Mac-Mahon's gefährdet; aber, Dank seinem neuen Präfecten, Herrn Chemineau, entging er auch diesmal seinem Schicksale. Herr Chemineau, ein früherer Sachwalter aus Bourges, verschmitzt und kalt, sehr geschmeidig, zehn Jahre älter als er, war für Lorie-

Dufresne — damals Präfecturrath — jenes ideale Vorbild gewesen, welches die jungen Leute erwählen, wenn sie in das Leben treten, und nach dem sie sich, in dem Alter, in welchem man stets Etwas oder Jemand copiren muß, modeln, fast ohne es zu wissen. Er legte sein hübsches Gesicht in dieselben Falten, ahmte seine steife Haltung nach, sein verschmitztes Aussehen, sein discretes Lächeln, den Schnitt seines Bartes und sogar das Tänzeln des Klemmers auf der Fingerspitze. Lange Zeit darauf, als sie sich in Algerien wiederfanden, glaubte Chemineau das Bild seiner Jugend wieder zu sehen, nur mit etwas Offenem und Ungekünsteltem in dem Blicke, was der Herr Präfect nie gehabt hatte, und dieser sehr schmeichelhaften Aehnlichkeit verdankte Lorie wahrscheinlich die Gunst des alten Hagestolzen, der so trocken und unerbittlich war wie das gestempelte Papier, auf welchem er früher seine Proceßsachen ausfertigte.

Unglücklicherweise wurde Frau Lorie nach einigen Jahren des Aufenthaltes in Cherchell krank; es war

eine jener grausamen Krankheiten, welche die Frauen an den Quellen des Lebens treffen, und welche dieses außerordentliche Klima, wo Alles gewaltsam wächst und gährt, schnell entwickelte. Wenn der Tod nicht in einigen Monaten eintreten sollte, mußte sie nach Frankreich zurück, wieder in eine feuchte Athmosphäre, die das Leben, welches einer ganzen Familie so theuer war, verlängern, vielleicht sogar ganz retten konnte. Lorie wollte um seine Versetzung bitten, der Präfect hinderte ihn daran. Das Ministerium hätte ihn vergessen; schreiben, das wäre das Schicksal herausfordern: „Haben Sie noch ein wenig Geduld .... Wenn ich über das Wasser gehe, werde ich es so einrichten, daß Sie mitkommen."

Die arme Frau reiste allein ab und begab sich zu entfernten Verwandten nach Amboise in der Touraine. Sie konnte nicht einmal ihre Kinder mitnehmen, denn da die alten Gailleton's niemals welche gehabt hatten, verabscheuten sie dieselben und fürchteten sie in ihrem kleinen sauberen Häuschen aufzunehmen, als

wäre es ein Schwarm von Heuschrecken oder eine Horde anderer bösartiger Insekten. Man mußte sich also in die Trennung fügen; die Gelegenheit eines Aufenthaltes unter einem wunderbaren Himmel, gewissermaßen in der Familie, war zu günstig und die Pension überdies billiger als in einem Hotel. Ohnehin würden sie auch nicht mehr lange hier bleiben, da Chemineau nicht der Mann war, in Algerien zu verschimmeln. „Und ich werde mit ihm über's Wasser gehen — —" sagte Lorie Dufresne, der alle Redewendungen seines Vorgesetzten nachsprach. Monate vergingen auf diese Weise, und die Kranke verzweifelte ohne Gatten, ohne Kinder, den blöden Neckereien ihrer Wirthe preisgegeben, sowie dem dumpfen Weh ihrer Krankheit. Von Woche zu Woche wurden ihre Briefe immer herzzerreißender, stets dieselben Klagen, „mein Gatte — — meine Kinder — —" welche über das Meer eilten, und jeden Donnerstag, — der Tag der Briefpost, — den armen Unterpräfecten, der mit dem Fernrohre die Ankunft des Schiffes aus Frankreich

erwartete, erzittern machte bis in die Spitzen seines Backenbartes. Bei dem letzten Rufe, der noch schmerzlicher klang als je zuvor, faßte er einen großen Entschluß und schiffte sich ein, um den Minister aufzusuchen, da ihm in diesem dringenden Falle eine mündliche Bitte weniger gefährlich schien, wie ein Brief. Da kann man wenigstens sprechen, sich vertheidigen, und dann ist es immer leichter, aus der Ferne ein Todesurtheil zu unterschreiben, als es in Gegenwart des Verurtheilten auszusprechen. Lorie hatte richtig gerechnet. Zufälligerweise war dieser Minister ein guter Mensch, dem die Politik noch nicht das Herz erstarrt hatte, und der sich bewegt fühlte von dieser kleinen Familiengeschichte, welche sich hier in seine von Ehrgeiz zusammengebrachten alten Papierstöße verirrt hatte.

„Kehren Sie nach Cherchell zurück, mein lieber Herr Lorie. . . . Bei dem ersten Beamtenwechsel ist Ihre Sache sicher!“

Wie zufrieden war er, der Unterpräfect, als er

das Gitter des Platzes Beauvan durchschritt, als er in den Wagen sprang, der ihn nach dem Bahnhofe führen sollte zum Eilzuge nach der Touraine! Die Ankunft freilich bei Gailleton's war weniger freudig. Seine Frau empfing ihn auf der Chaiselongne ruhend, die sie nicht mehr verließ, und auf der sie ihre traurigen Tage verbrachte, den großen Thurm des Schlosses Amboise anstarrend, dessen massiver und schwarzer Bau sich gleichsam breit machte gegenüber ihrer traurigen Gefangenschaft. Seit einiger Zeit wohnte sie nicht mehr im Hause der Gailleton's, sondern daneben bei den Pächtern, denen die Pflege des an den Garten anstoßenden Weinberges oblag.

Da die Krankheit sich verschlimmerte, wurde Frau Gailleton besorgt für ihren Fußboden und ihre Möbel, wegen des Hin- und Hergehens bei der Krankenpflege, wegen der klebrigen Arzneien und des Oeles der Nachtlampe. Diese alte Frau sah man vom frühen Morgen an bis zum späten Abend nur mit dem Staubbesen, Bürste und einem Stück Bodenwachs in

der Hand; sie führte das Leben eines Zimmer-Frottirers, stets außer Athem, unfrisirt, in einem abscheulichen grünen Unterrock, beständig auf allen Vieren kriechend, um ihr liebes Haus, das wahre Urbild einer kleinen Besitzung in der Touraine, ganz blank und schmuck, mit einem rothblühenden Geranium an jedem Fenster, stets rein zu halten. Für den Garten war ihr Mann beinahe ebenso besorgt; während er den Unterpräfecten zu seiner Kranken geleitete, ließ er ihn die militärische Gradheit seiner Beet-Einfassungen bewundern, dazu alle Blumen, die so reinlich glänzten, als wäre der Federbesen seiner Frau darübergegangen.

„Und Sie begreifen wohl, Vetter, daß Kinder nicht hierher gepaßt hätten. . . . Nun sind wir aber bei der Base. . . . Sie werden sie sehr verändert finden.“

Und in der That! Wie blaß, wie hohl waren die Wangen, wie mit dem Messer ausgearbeitet, und ihr armer kranker Körper verrieth die Abmagerung,

die Verunstaltung unter dem langen schlappen Kleide, doch Lorie bemerkte dies nicht sofort, denn die Freude, ihren theuren Gatten eintreten zu sehen, gab ihr ein so rosiges, jugendliches und lebhaftes Aussehen, als wäre sie erst zwanzig Jahre alt. Wie sie sich innig umfaßten, als sie sich allein sahen, und der alte Gailleton wieder nach seinem Garten gegangen war! Endlich hatte sie ihn, sie hielt ihn fest, sie brauchte nicht zu sterben, ohne einen der Ihrigen umarmt zu haben. Und die Kinder, Maurice, Fanny? Sylvanire, das Dienstmädchen, pflegte sie doch gut? Wie sie gewachsen sein müßten! Wie grausam doch war es, ihr nicht einmal ihre kleine Fanny zu erlauben!

Und dann ganz nahe, sehr leise, wegen Gailleton's Rechen, der unter dem Fenster knirschte, flüsterte sie: „Oh! nimm mich mit, nimm mich mit! — — Wenn Du wüßtest, wie ich mich hier langweile, so ganz allein, und wie dieser dicke Thurm mich erdrückt. Ich bilde mir ein, er wäre daran Schuld, daß ich Euch nicht sehe.“ Und dann das egoistische Geschwätz

dieser alten Narren, ihre Bestürzung, wenn das Kostgeld einen Tag später ankam, der Zucker, das Brod, welches man ihr zuzählte, die groben Finger der Pächterin, die ihr weh thaten, wenn diese sie auf ihr Bett trug, — von alledem erzählte sie und entlud den ganzen Groll eines Jahres voll Kummer. Lorie beruhigte sie, sprach ihr in seiner ernsten Weise zu, war aber im Innern tief bewegt und schmerzlich berührt und wiederholte die ermuthigenden Worte des Ministers: „Bei dem ersten Beamtenwechsel — —“ und seit einiger Zeit, Gott weiß es, wäre dieser Beamtenwechsel nicht selten. In einem Monat, in acht Tagen, vielleicht schon morgen konnte seine Ernennung im „Officiel“ stehen. Dann folgten schöne Einrichtungs-Projecte, eine ganze Luftspiegelung von Glück, Gesundheit, Avancirung, Reichthum, wie es nur dieser in die Beamtenlaufbahn verirrte Schwärmer, der von Chemineau nichts als den rasirten Mund und die wichtige Miene angenommen hatte, auszudenken vermochte. Und sie, den Kopf an seine Schulter

gelehnt, wiegte sich in seinen Träumen, hörte ihm zu und wollte nichts als glauben, trotz der dumpfen Schläge der Krankheit, welche sie durchwühlte.

Den andern Tag, an einem schönen, hellen, duftigen Morgen, wie man sie am Ufer der Loire kennt, frühstückten sie bei offenem Fenster, die Kranke noch im Bette, die Bilder der Kinder vor sich, als die hölzerne Treppe des Bauernhauses unter den mit großen Nägeln beschlagenen Schuhen des Vetters erkrachte. Er hatte den „Officiel“ in der Hand, den er noch aus Gewohnheit hielt, da er früher Kanzleischreiber am Handels-Tribunal gewesen, und den er andachtsvoll las von der ersten bis zur letzten Zeile.

„Nun! Der Beamtenwechsel hat stattgefunden. — Sie sind abgesetzt!“

Er sagte es in grobem Tone, denn er hatte schon nicht mehr den Respect von Tags zuvor vor dem höheren Staatsbeamten. Lorie ergriff die Zeitung, ließ sie aber sofort fallen, um zu seiner Frau zu eilen, deren Gesicht plötzlich erdfahl geworden war; „aber

nein, nein, — — sie haben sich getäuscht — es ist ein Irrthum." Der Eilzug müsse gleich abgehen. In vier Stunden würde er im Ministerium sein und Alles würde sich aufklären. Aber als er sie so verändert sah, die Todeszeichen auf den Wangen, erschrak er und wollte den Besuch des Doctors abwarten. „Nein, reise sofort — —" Und um ihn zur Entscheidung zu zwingen, schwor sie, daß sie sich besser fühle, und umarmte ihn beim Abschied mit einer Kraft, die ihn etwas beruhigte.

Für heute aber kam Lorie-Defresne zu spät auf dem Platze Beauvau an. Den Tag darauf empfing Se. Excellenz nicht. Den dritten Tag, nachdem er zwei Stunden gewartet, wurde er vorgelassen, und befand sich aber nicht dem Minister gegenüber, sondern Chemineau stand vor ihm in einem kurzen Rocke, ganz wie zu Hause.

„Ja wohl, mein Lieber, ich bin es. — — Die Festung ist genommen! Seit heute früh — — Sie säßen auch hier, wenn Sie auf mich gehört hätten.

— Aber nein, Sie zogen es vor, hierher zu kommen und sich absetzen zu lassen — das haben Sie nun davon."

„— Aber ich glaubte — — — man hatte mir versprochen — —"

„Dem Minister waren die Hände gebunden. Sie waren der letzte Unterpräfect vom sechszehnten Mai — — Sie kommen nun und sagen: Da bin ich — — Alsdann!"

Sie standen sich gegenüber, einer vor dem andern, ihre großen Backenbärte waren von demselben Schnitt und derselben Länge, die beiden Klemmer auf denselben Fingern hüpfend, aber doch mit dem Unterschiede, von der Copie zu einem Meisterbilde. Lorie dachte an seine Frau, an seine Kinder. Seine Stelle war sein einziger Erwerb gewesen.

„Was soll ich nun thun?" fragte er leise, mit erstickter Stimme.

Chemineau hatte fast Mitleid mit ihm; er forderte ihn auf, von Zeit zu Zeit auf das Ministerium zu

kommen. Man hätte ihm die Leitung der Presse gegeben. Vielleicht würde er auch ihn eines Tages in seinen Bureaux anstellen können.

Lorie kam verzweifelt in das Hotel zurück. Eine Depesche aus Amboise erwartete ihn dort: „Kommen Sie schnell — — sie liegt im Sterben.“ Aber so sehr er sich auch beeilte, ein anderer lief voraus, viel schneller als er; als er ankam, war seine Frau gestorben, zwischen den beiden Gailleton's, fern von allen, die sie liebte, voller Angst um die Zukunft für ihre armen, in der Welt zerstreuten Lieben.

O die gefühllose Politik!

Das Versprechen Chemineau's hielt Lorie in Paris zurück. Was hätte er übrigens auch in Afrika thun sollen! Das Dienstmädchen würde es übernehmen, die Kinder zurückzubringen, einige kleine Rechnungen zu begleichen, die Briefe einzupacken und die Bücher und Kleider, da alles Uebrige, Möbel, Wäsche, Küchengeräth Eigenthum des Staates war. Sylvanire verdiente dieses Vertrauen; seit zwölf Jahren stand sie

im Dienste der Familie. Als Lorie erst kürzlich in Bourges verheirathet und noch Präfecturrath war, hatte man sie als Amme des ersten Kindes aufgenommen, obgleich sie das traurige Abenteuer der meisten Landmädchen kaum überstanden hatte; nämlich verführt von einem Schüler der Artillerieschule, dann an der nächsten Straßenecke verlassen mit einem sterbenden Kinde. Diesmal wurde die humane und einfache Barmherzigkeit belohnt. Lorie's fanden in ihrer Magd die einfältige, gänzliche Aufopferung eines starken, schönen Mädchens, die sich von nun an vor Ueberraschungen gesichert sah und überdrüssig der Liebe war. Ja wohl! Liebe — — Elend und Krankenhaus! — — sie war übrigens sehr stolz, einem Staatsbeamten zu dienen, einem Herrn mit einem gestickten Fracke und einem Klapphut.

Mit dieser festen, sicheren Art, Alles zu thun, brachte Sylvanire auch die große Reise zu Stande, die mehr Kosten verursachte, als sich Herr Lorie gedacht, denn die ganzen Ersparnisse des Mädchens gingen

mit darauf. Als sie aus dem Wagen stieg und aus der Menge auftauchte, die beiden Waisen in ihren neuen Trauerkleidern an der Hand haltend, gab es einen Augenblick tiefster Erregung, eines jener kleinen herzzerreißenden Dramen, wie sie sich stündlich auf den Bahnhöfen abspielen; inmitten des Getöses der Gepäckwagen, des Durcheinanders der Kofferträger und der Zollbeamten. Man will sich vor den Leuten zusammennehmen, besonders, wenn man einen so schönen Backenbart à la Chemineau hat, man stellt sich, als wäre man sehr beschäftigt mit dem vielen Reisekram; aber die Thränen fließen doch und benetzen die gleichgültigsten Worte.

„Und das Gepäck?“ fragte Lorie schluchzend; und Sylvanire, noch bewegter, antwortete, daß es zu viel gewesen, daß Romain es als Fra—a—a—cht-Gü—ü—ter schicken würde.

„— Oh! dann, wenn's Romain thut — —“ Er wollte sagen: „Es wird dann gewiß sehr gut besorgt — —“ Aber die Thränen hinderten ihn

daran. Die Kinder weinten nicht; sie waren noch wie betäubt von der langen Reise, und noch zu jung, um die Größe ihres Verlustes zu ermessen und zu verstehen, wie traurig es ist, nicht mehr „Mutter“ sagen zu können, zu der, die Alles verzeiht.

Arme kleine Algerier! Wie schrecklich erschien ihnen Paris, ihnen, die aus dem Lande mit dem azurblauen Himmel, aus der Sonne, aus dem bequemen Leben von dort kamen, jetzt plötzlich in einem Hotelzimmer im dritten Stock in der Rue du Mail, welches sehr düster aussah mit seinen verschimmelten Wänden und seiner ärmlichen Einrichtung! Dann das Essen an der Table d'hôte, wo man nicht sprechen durfte, alle diese unbekannten Gesichter, und als Zerstreuung zuweilen ein Spaziergang unter einem Regenschirme in Gesellschaft von Sylvanire, welche sich nicht weiter wagte als bis an den Platz des Victoires, aus Furcht, sich zu verirren. Während dieser Zeit war der Vater auf der Suche nach einer Stellung, bis er in das Ministerium eintreten würde.

Welche Stellung?

Wenn man zwanzig Jahre in der Verwaltung gedient hat, ist man nicht mehr recht tauglich zu etwas Anderem, ermüdet, geistig abgenützt durch die hochtrabende Leere des offiziellen Lebens. Niemand verstand es so wie er einen Amtsbrief zu schreiben, in jenem abgerundeten, farblosen Styl, der eine Abneigung vor jedem treffenden Worte und nur ein Streben hat: reden, ohne etwas dabei zu sagen. Niemand kannte so wie er die Formalitäten der hierarchischen Begrüßungen, wie man einen Gerichts-Präsidenten anredet, einen Bischof, einen Truppen-Commandanten, einen „lieben, alten Collegen"; keiner verstand es so die Fahne der Verwaltung hoch zu halten dem Magistrate gegenüber, ihrem erbitterten Feinde, und dann die Leidenschaft für das Bureau, für die alten Actenstücke, die grünen Cartons, für die Stammrollen, für die Nachmittagsbesuche bei der Frau Präsidentin, der Frau Generalin, vor dem Kamin stehend — die Rockschöße auseinanderbreitend — diese verwickelten Sätze her-

zusagen, die niemals compromittiren können und durch welche man mit Wärme Jedermanns Ansicht beipflichtet, und barsch zu loben, mit Sanftmuth zu widersprechen, den Klemmer immer in der Luft tänzelnd: „Ah! erlauben Sie . . .;" keiner konnte so den Vorsitz eines Revisionsrathes führen beim Klange der Musik und der Trommeln, Ackerbau-Commissionen und Preisvertheilungen vorstehen, dabei einen Vers aus dem Horaz citiren, oder eine geistreiche Bosheit von Montaigne; keiner konnte den Ton seiner Stimme so verändern, je nachdem man mit Kindern, mit Rekruten, mit Priestern, mit Arbeitern, barmherzigen Schwestern, Landleuten spricht; mit einem Worte, er paßte für alle Formeln, Stellungen, und Grimassen der personificirten Verwaltung und Lorie Dufresne fand seinesgleichen nur in Chemineau. Aber wozu nützte ihm jetzt dies Alles? Und war es nicht schrecklich, mit vierzig Jahren, um seine Kinder zu ernähren und zu kleiden, nur über theatralische Geberden und hohle Redensarten zu verfügen?

Die Stelle an dem Ministerium erwartend, war der Unterpräfect gezwungen, in einer Agentur für dramatische Abschriften Arbeit zu suchen.

Sie saßen zwölf um einen großen Tisch, in einer Zwischenetage der Rue Montmartre, wo es so finster war, daß das Gas den ganzen Tag brennen mußte, und sie schrieben, ohne ein Wort zu sprechen, sich kaum gegenseitig kennend, in einer Unvereinbarkeit wie in einem Krankenhause, oder in einer Nachtherberge; aber alle waren heruntergekommen, ausgehungert, mit fieberhaften Augen, abgeschabten Ellenbogen, nach Armuth riechend, wenn nicht nach Schlimmerem. Hin und wieder sah man unter ihnen einen früheren Militär, recht sauber, wohlgenährt, mit einem gelben Bändchen im Knopfloche, der hierher gekommen war, um in einigen Nachmittagsstunden etwas zu verdienen, um seine kleine Pension zu vervollständigen, zu vergrößern.

Und mit derselben Rundschrift, auf Papier desselben Formats, stark geglättet, damit die Feder

schneller darüber lief, copirten sie ohne Unterbrechung Trauerspiele, Singspiele, Operetten, Zauberstücke, Lustspiele, mechanisch arbeitend, den Kopf gebeugt und die Augen nichtssagend, gleich dem Ochsen am Pfluge. Besonders in der ersten Zeit interessirte sich Lorie für seine Arbeit, belustigte sich über die tausend sonderbaren Intriguen, welche ihm unter die Feder kamen, über die Späße in den Singspielen mit ihren Ueberraschungen, über die Schicksalswendungen im modernen Drama, mit seinem ewigen, mit allen Gewürzen zubereiteten Ehebruch.

„Wo nehmen die Leute dies Alles her?“ fragte er sich manchmal, erschrocken über so unendlich viele Verwickelungen, die so weit entfernt von der alltäglichen Wirklichkeit. Was ihm auch auffiel, war die Menge ausgezeichneter Mahlzeiten, welche in diesen Theaterstücken vorkamen, stets Champagner, Hummern, Wildpasteten, immer Leute, welche mit vollem Munde sprechen, die Serviette unter dem Kinne! Und während er die Einzelheiten dieser Inscenirungen nieder-

schrieb, frühstückte er mit einem Brödchen für zwei Sous, welches er verschämt in seiner Tasche zerkrümelte, woraus er dann schloß, daß das Theater und das wirkliche Leben vollständig verschiedene Dinge seien.

Bei diesem Gewerbe als Copist verdiente Lorie täglich drei bis vier Franken, die er hätte verdoppeln können, wenn er Abends zu Hause arbeiten würde, aber die Manuscripte durften nicht mitgenommen werden. Manchmal gab es auch nichts zu thun. Und Chemineau, welcher ihn von Tag zu Tag vertröstete, während die Hotel-Rechnung zum Erschrecken anwuchs, und dazu das Gepäck, welches ankam mit dreihundert Franks Frachtkosten — — — dreihundert Franks für das Gepäck! — — — Er wollte es gar nicht glauben, erklärte sich aber doch diese unwahrscheinliche Ziffer, als er in einem Schuppen in Bercy die lange Reihe von Kisten und Ballen, alle an seine Adresse, erblickte. Außer Stande, eine Auswahl zu treffen, hatte Sylvanire alles zusammengerafft: alte

Kleider, unnütze Actenstücke, alles das, dessen sich die hin- und herversetzten Beamten bei jedem Umzuge entledigen, alles das, was sich bei dem Unterpräfecten an Platz wegnehmendem unnützem Kram in den zehn Jahren seines Aufenthaltes angehäuft hatte, alle unvollständigen juristischen Bücher, Broschüren über die Alfa, den Eucalyptus, die Phylloxera, alle Kleider der Frau — arme Frau — sogar die alten gestickten Käppis, Perlmuttergriffe von Paradedegen, genügend, um einen Trödelladen „Zum heruntergekommenen Unterpräfecten“ zu eröffnen, alles von Romain fest verschnürt, vernagelt, versiegelt, geschützt gegen Unfälle zu Wasser und zu Lande.

Wie aber die Möglichkeit dies im Hotel unterzubringen? Man mußte eine Wohnung suchen, diese Parterre-Wohnung der Rue du Val de Grâce ausfindig machen, welche dem Unterpräfecten gefiel wegen der Ruhe, des provinziellen Aussehens des Hauses und der Straße, wegen der Nähe des Luxembourger Gartens, wo die Kinder Luft schöpfen konnten. Der Einzug ging lustig

von Statten. Welche Freude für die Kinder, die Kisten zu öffnen, bekannte Gegenstände wiederzufinden, ihre Bücher, Fanny's Puppe, Mauricen's kleine Tischler-Werkstatt. Nach der langweiligen Gleichgiltigkeit des Gasthauses, jetzt das Vergnügen eines Zigeunerlagers, wo es soviel Unnützes gab und soviel Nothwendiges fehlte. Das Licht steckte in einer alten Eau de Cologne-Flasche, Zeitungen dienten als Teller. — — Man lachte den ersten Abend herzlich; und als nach einer leichten Mahlzeit, stehend eingenommen, die Matratzen entrollt, die Kisten zusammengestellt waren und Lorie Dufresne, bevor er sich hinlegte, feierlich mit dem Lichte über dieses Interieur eines Waarenmaklers leuchtete, entschlüpfte ihm ein Wort, welches so recht das innerliche Wohlbehagen, das alle fühlten, bezeichnete: „Es fehlt ein wenig an Möbeln, aber wir sind wenigstens zu Hause!“

Am nächsten Tage war es trauriger. Mit den Frachtkosten und der Vorausbezahlung der Miethe hatte Lorie den Rest seiner Baarschaft ausgegeben,

welche schon sehr erschöpft war durch die Rechnung der Gailleton's, durch die Reisen, den Aufenthalt in Paris und den Ankauf einer kleinen Grabstelle auf dem Kirchhof von Amboise, nur einer ganz kleinen, denn sie war für Jemand, der nie viel Platz beansprucht hatte. Der Winter nahte, und dazu ein Winter, wie es keinen in Algier giebt und für welchen die Kinder weder mit Kleidung noch mit Schuhwerk ausgestattet waren. Glücklicherweise war Sylvanire da. Das brave Mädchen sorgte für Alles; sie ging in's Waschhaus, schneiderte, besserte aus und flickte die Reste von früher zusammen, reinigte die Handschuhe des Herrn, reparirte seinen Klemmer mit Messingdraht, — denn der frühere Staatsbeamte vernachlässigte sein Aeußeres nicht. Sie war es auch, die an die Kleiderhändler der Rue Monsieur le Prince, an die Antiquare der Rue de la Sorbonne die alten Rechtsbücher, die Broschüren über Weinbau und noch werthvollere Reliquien, die Gala-Anzüge des Unterpräfecten und seine mit feinem Silber gestickten Ueberröcke verhandelte.

Einer dieser abgenutzten Beamtenröcke, welchen die Trödler wegen seines hinfälligen Zustandes nicht hatten haben wollen, diente Lorie als Hausrock, und so schonte er dadurch seinen einzigen zum Ausgehen möglichen Anzug; es war denn doch eigenthümlich, ihn zu sehen fröstelnd unter den gestickten Lumpen und dabei würdevoll in dem Zimmer auf- und abgehend, um sich zu erwärmen, während Sylvanire bei dem Schein einer Kerze sich die Augen verdarb und die Kinder in den Packkisten schliefen, welche man zu Lagerstätten umgewandelt hatte, um sie vor der Kälte des Fußbodens zu schützen.

Nein, niemals, selbst in den Stücken nicht, die er copirte, obgleich sie doch außergewöhnlich und wunderlich genug, war Lorie Dufresne etwas so Närrischem begegnet.

Drittes Capitel.

Eline Ebsen.

Bei den Damen Ebsen pflegte die Großmutter, an ihrem Fenster sitzend, alle Bewegungen der unten Wohnenden zu beobachten. Mit ihren zitternden Händen, welche die Maschen fallen ließen und den Band Andersen kaum halten konnten, hatte die gute alte Frau keine andere Zerstreuung, als das Leben auf der Straße, und da nicht viel Menschen vorübergingen, nur von Zeit zu Zeit die weißen Achselklappen eines Krankenwärters aus dem Val de Grâce sichtbar wurden, und der gestickte Kragen eines Schülers, zwei barmherzige Schwestern mit ihren gesteiften Flügelhauben, und dies Alles so regelmäßig und automatisch wie Jacquemart's Figuren, so hatte ihr

die Ankunft der Familie Lorie ein wenig Abwechselung gebracht.

Sie wußte, um welche Stunden der Vater auf sein Bureau ging, und wenn das Dienstmädchen ihre Einkäufe machte, und an welchen Tagen der Mann mit dem Korbe kam. Das kleine Mädchen interessirte sie besonders, wenn sie fröstelnd, an ihre Hüterin geschmiegt, mit ihren kurz bekleideten, dünnen Beinchen zwischen den Wasserpfützen hüpfte. Großmutter hatte den Verdacht, diese Frau müsse sehr böse sein; und da sie die Toilette der Kleinen in allen ihren Einzelheiten kannte, ihre beiden Trauerkleider mit dem abgenutzten Saum, die schiefen Absätze ihrer Stiefelchen, so empörte sie sich stundenlang für sich allein: „Hat man jemals so etwas gesehen? Sie werden diese herzige Kleine noch zum Krüppel machen — — als ob es so schwer wäre, neue Absätze anbringen zu lassen."

Sie wachte darüber, ob das Kind seinen Mantel an hatte, war besorgt, wenn sie es beim Regen draußen wußte, und war erst dann zufrieden, wenn

sie an der Ecke der Straße und des Boulevard St. Michel zwischen zwei Taubenschwärmen die Bauerndirne aus dem Berry auf dem Trottoir stehen sah, den Knaben an einer, das Mädchen an der anderen Hand, mit ihrer kleinstädtischen Furcht vor den Wagen, den günstigen Augenblick abwartend, wo sie über die Straße konnte.

„So gehen Sie doch — — vorwärts — —“ murmelte die Großmutter, wie wenn man sie hören könnte, und hinter den Scheiben machte sie ihnen Zeichen. Auf Frau Ebsen, die viel romantischer und sentimentaler war, hatten die feinen Manieren des Herrn und der breite Flor um seinen Hut einen großen Eindruck gemacht; es war gewiß die Trauer eines Wittwers, da man niemals die Mutter sah. Und zwischen den beiden Frauen entstanden lange Erörterungen hinsichtlich der Nachbarn.

Eline, den ganzen Tag mit ihren Stunden beschäftigt, kümmerte sich weniger um das Leben Lorie's, aber diese mutterlosen Kleinen, allein nnd vereinsamt

in Paris, erfüllten dennoch ihr Herz mit Mitleid, und bei jeder Begegnung lächelte sie ihnen zu und versuchte mit ihnen Bekanntschaft anzuknüpfen, trotz des Widerstandes der Haube aus dem Berry. — Am Weihnachtsabend, jenem des dänischen „Juleaften“, welches die Familie Ebsen niemals zu feiern unterließ, ging sie hinunter, die Kinder einzuladen, mit anderen Kleinen ihres Alters zu ihnen zu kommen, um den „Riesengroed“ und all' das Zuckerwerk zu essen, das an den Zweigen eines Weihnachtsbaumes zwischen den angezündeten Wachskerzen und den niedlichen kleinen Laternen hing.

Und nun denke man sich welchen Kummer für die armen Kleinen, hinter Sylvanire versteckt, die steif auf der Schwelle stehen blieb, welches Herzeleid, sie antworten zu hören, daß die Kinder nicht ausgingen, daß der Herr es streng verboten hätte, und dann den ganzen Abend Gesang, Clavierspiel, Freudengeschrei und das dumpfe Geräusch der kleinen Stiefeln, die um den schönen Weihnachtsbaum trippelten, über dem

Kopf zu haben. Diesmal freilich fand Herr Lorie, daß Sylvanire den Respect vor seinen Befehlen zu weit getrieben, und den andern Tag, der ja Feiertag war, ließ er die Kinder ankleiden und ging mit ihnen zu den Damen hinauf.

Sie waren alle drei da; und das ceremonielle Eintreten des früheren Unterpräfecten, die tiefen Verbeugungen des kleinen Männchens und seiner Schwester machten zuerst einen etwas peinlichen Eindruck auf diese einfachen Leute, aber Fanny's liebenswürdiges Wesen besiegte bald die Kühle des Empfanges. Sie freute sich so sehr das Fräulein in der Nähe zu sehen, dessen Lächeln sie oft im Vorübergehen bemerkte und auch die alte Dame, von der sie bei jeder Heimkehr vom Fenster beobachtet wurde. Eline hatte das Kind auf ihren Schooß genommen, und indem sie ihre kleinen Taschen mit dem vom vergangenen Tage übrig gebliebenen Zuckerwerk füllte, brachte sie das Mädchen zum plaudern:

„Schon sieben Jahr alt! — — Welch großes

Mädchen! .... Gewiß gehen Sie schon in die Schule?“

„Oh nein, Fräulein, noch nicht,“ antwortete schnell der Vater, als fürchtete er eine einfältige Aeußerung der Kleinen. Das Mädchen wäre noch zu zart. Man dürfe sie nicht zu sehr anstrengen. Der Knabe dagegen hätte die Gesundheit eines Athleten, so recht das Temperament zu seinem Berufe.

„Was wollen Sie aus ihm machen?“ fragte Frau Ebsen.

„Einen Seemann,“ entgegnete der Vater ohne Zögern. ... „Mit sechszehn Jahren wird er in die Seemannsschule eintreten —“ und zu dem kleinen Knaben, welcher auf seinem Stuhle kauerte, gewendet und ihn durch eine energische Geberde in die Höhe richtend: „Nicht wahr, Maurice — — — der „Borda“!“ Bei dem Namen des Schulschiffes flammten die Augen der kleinen Fanny stolz auf; der zukünftige Aspirant aber drehte an dem Abzeichen seiner Mütze herum und ließ dabei eine jener schrecklichen

Nasen zur Erde hängen, welche man öfters bei im Wachsen begriffenen Kindern findet, und welche dem übrigen Körper zu sagen scheinen: „Komm' nur nach, ich geh' voran"; bei dem Namen „Borda" jedoch zuckte er zusammen, ließ ein verzücktes „Ah" hören und schwieg dann wie niedergeschmettert.

„Die Pariser Luft wirkt ein wenig ungünstig auf ihn ein — —" meinte Herr Lorie, um diese verzagte Haltung zu entschuldigen, und er erzählte, daß sie nur vorübergehend in Paris wären, um einige Geschäfte zu ordnen; deßhalb hätten sie sich auch nur halb eingerichtet, und, natürlich fehlten ihnen so manche Kleinigkeiten. — — Dies Alles wurde in einem weltmännischen Tone auseinandergesetzt, den Hut an die Hüfte gedrückt, das Lorgnon spielend in den Fingern, in abgerundeten Sätzen, mit leichtem Schaukeln der Schultern und mit feinem geistreichen Lächeln, welches nur leise über die Feierlichkeit des regelmäßigen stolzen Gesichtes glitt. Frau Ebsen und ihre Mutter waren geblendet.

Eline dagegen, obgleich ihr Herr Lorie ein wenig Phrasenheld schien, war gerührt durch den bewegten einfachen Ton, mit welchem er den Tod seiner Frau erwähnte, ganz leise, sehr schnell, mit einer heiseren Stimme, die nicht demselben Manne anzugehören schien. Sie bemerkte auch an gewissen Einzelnheiten des Anzuges bei dem kleinen Mädchen, welcher man doch gewiß das Beste angezogen hatte, an den Ausbesserungen des gestickten Kragens, dem aufgefärbten Bande des Hutes, daß, trotz der schönen Worte des Vaters, sie nicht sehr reich sein müßten, und ihre Sympathie wuchs bei diesem geahnten Elende, das sie aber nimmermehr für so groß, für so tief gehalten hätte.

Einige Tage nach diesem Besuche klingelte Sylvanire ganz bestürzt bei den Damen. Fanny war krank, sehr krank. Es war ganz plötzlich gekommen, und das Mädchen, in Abwesenheit ihres Herrn, wendete sich in ihrer Angst an die einzigen Personen, die sie kannte. Eline eilte mit ihrer Mutter schnell

hinunter, und beide waren ganz ergriffen von der schauerlichen Nacktheit der drei ungeheizten Zimmer, ohne Vorhänge und Möbel, wo ganze Stöße zerfetzter Bücher und grüne zerrissene Schachteln voll mit alten Papieren in allen Ecken angehäuft lagen.

Hier und da einiges Küchengeräthe, zwei oder drei zusammengerollte Matratzen, und eine Menge Kisten jeder Größe, welche entweder ein Durcheinander von alten Kleidern und Wäsche enthielten, oder vollständig leer waren und das Mobiliar ersetzten. Eine dieser Kisten, die umgewendet war, diente als Tisch, an allen vier Ecken mit dem Worte „Zerbrechlich", zwischen Tellern, Brodrinden, Käseresten des kürzlich eingenommenen Frühstücks; eine andere diente dem kleinen Mädchen als Bett, welche, zwischen diesen Brettern vor Frost zitternd, bleich und mit eingedrückter Nase wie ein todtes Kind im Sarge lag, während neben ihr der Schüler des Borda unter seiner triumphirenden Mütze bitterlich schluchzte.

Die Eintheilung der Wohnung war dieselbe wie

in der ersten Etage; und der Vergleich ihres kleinen, kokett geschmückten Salons, ihrer gut durchwärmten Zimmer mit diesem Hundestall betrübte Eline, verursachte ihr fast Gewissensbisse. Man kann also neben solchem Elende leben, ohne es zu ahnen? Zu gleicher Zeit erinnerte sie sich an die schönen Manieren des Staatsbeamten und des ungezwungenen Tones, in dem er mit seinem Zwicker spielend gestand, daß ihnen so manche Kleinigkeiten fehlten; ja, ziemlich viele Kleinigkeiten, zum Beispiel Feuer, Wein, warme Kleidungsstücke, Betttücher, Schuhwerk, — und Kinder sterben bisweilen an solch fehlenden Kleinigkeiten.

„Schnell, einen Arzt!“

Der junge Aussandon, ein Militärarzt, war gerade auf einige Tage bei seinen Eltern auf Urlaub. Frau Ebsen eilte, ihn zu holen, während Eline sich damit beschäftigte, das armselige Zimmer umzuwandeln. Sylvanire half dabei; aber diese hatte den Kopf verloren, sie stieß immer an der eisernen Bettstelle an, die man schnell herunter geholt hatte, ließ auf der

Treppe die Holzscheite fallen, mit welchen Großmutter ihr die Schürze gefüllt hatte und wiederholte fortwährend: „Was wird der Herr sagen? — — Was wird der Herr sagen? — —“

„Nun?“ fragte Eline, welche im Nebenzimmer das Ende der ärztlichen Untersuchung abgewartet hatte und sich erst wieder zeigte, als das mit Tressen besetzte Käppi des jungen Aussandon in der Dämmerung des kleinen Gartens verschwunden war. Die gute Frau Ebsen strahlte: „Es ist gar nichts — — — ein Gallenfieber — — Einige Tage Ruhe und Pflege. — — — Siehe, man könnte glauben, es ginge schon besser, seitdem sie gut gebettet ist.“ Dann, ganz leise, zu ihrer Tochter gebeugt, flüsterte sie: „Er hat sich so nett nach Dir erkundigt. — — Ich glaube, er hofft noch immer.“

„— Armer Mensch!“ sagte Eline, damit beschäftigt, die Kranke gut zuzudecken in dem schmalen weißen Bettchen, in dem sie selbst einst geschlafen, als sie ganz klein war; und während die im Fieber glänzenden

Augen des Kindes ihr zulächelten, fühlte sie auf ihrer Hand etwas, wie die warme Nässe der Liebkosung eines großen Hundes. Es war Sylvanire, die vor Freude weinte und ihr mit den Lippen dankte, ohne zu sprechen. Gewiß war dieses Mädchen doch nicht so bösartig, wie Großmutter meinte.

Am Abend, als Herr Lorie zurückkam, schlief Fanny ganz ruhig zwischen den hellen, zugezogenen Mousselinvorhängen. Ein starkes Feuer brannte im Kamin. Auch waren weiße Gardinen an den Fenstern, ein Tisch, ein Lehnstuhl, und der milchfarbene Reflex einer Nachtlampe an der Decke; und in dem Zimmer des Kindes, aber auch nur in diesem, sah man überhaupt die Spuren eines vorsorglichen Muttersinnes.

Von diesem Tage an war eine innige Freundschaft zwischen den beiden Familien hergestellt. Die Damen hatten Fanny gleichsam adoptirt, riefen sie jeden Augenblick herauf und ließen sie niemals ohne irgend ein kleines Geschenk wieder herunter; bald waren es warme Fausthandschuhe für ihre Händchen,

die so wenig an den Winter gewöhnt waren, bald kleine Holzschuhe, oder ein gutes wollenes Halstuch. Eline, von ihren auswärtigen Lectionen heimkehrend, nahm die Kleine jeden Abend eine Stunde zu sich und beschäftigte sich damit, sie ein wenig zu unterrichten. Seit langer Zeit auf die ausschließliche Gesellschaft einer Magd angewiesen, war der Kopf des Kindes einzig und allein mit den Phantasien von Märchen der „Mutter Gans“ angefüllt, und sie hatte trotz ihrer kleinen vornehmen Außenseite nur grobe Manieren und einen bäuerischen Dialect, wie man ihn bei Kindern, die zu lange auf dem Lande bei der Amme gelassen, öfters findet. Ihrer Mutter die materiellen Dinge überlassend, suchte Eline besonders Fanny von dem groben Rocke Sylvaniren's zu entwöhnen, sie wieder auf ihren Rang als kleines Fräulein zu erheben, ohne jedoch die Empfindlichkeit des liebevollen und scheuen Dienstmädchens zu verletzen.

Was würde dieser Lina durch den Zauber ihrer Anmuth und ihrer Milde nicht gelungen sein? Sie

brauchte nur ein Wort zu sagen bei der Barorin Gerspach, wo Chemineau empfangen wurde, und sofort gab es für Lorie eine freie Stelle in den bis dahin unzugänglichen Bureaux des Herrn Chefs. Er erhielt zweihundert Franks monatlich, den Pensionsbeitrag inbegriffen. Man hätte auf Besseres hoffen können; aber es war doch wenigstens ein erster Schritt, der Wiedereintritt in jene Beamtenlaufbahn, von der verbannt zu sein, ihn fast tödtete. O! welche Freude, wieder mit Actenstücken umzugehen, grüne Cartons mit fadem, muffigem Geruch zu öffnen und zu schließen, sich als eines der Räder dieser erhabenen und verwickelten, platzraubenden und abgenützten Maschine Marly's zu fühlen, welche man die französische Verwaltung nennt, — — — Lorie Dufresne fühlte sich ganz verjüngt.

Und welche Erholung, nach der Mühsal der Geschäfte Abends mit Fanny zu Ebsen's hinaufzugehen, in diesen bescheidenen Salon, wo plumpe und veraltete Möbel, die aus Kopenhagen mitgebrachte Em=

pire=Console, die electrische Uhr, die niemals gegangen und Ursache an all' ihrem Unglück war, so sehr von einem hübschen Sessel des renommirtesten Tapezierers, einem Blumentisch mit Gitterwerk und ähnlichen Geschenken reicher Schülerinnen abstachen.

Ausgebreitet über dies Alles die Spitzen der alten Dame, als Tischtücher, als Teppiche, als Fauteuil-Ueberwürfe dienend, mit ihrer aus der Mode gekommenen Weiße ein Ruhepunkt für das Auge, welches schon durch die Stufen des Frauenalters, von Großmutter, Tochter und Enkelin so würdevoll und schön repräsentirt, entzückt war. Während Eline die kleine Fanny mit ihren Büchern vorhatte, plauderte Lorie mit Frau Ebsen, erzählte ihr von den Tagen seiner Herrlichkeit, von seinen ehemaligen Erfolgen, so wie es jeder gefallenen Majestät zukommt. Er liebte es, die Heldenthaten seiner Verwaltung, die der Colonie durch seine organisatorischen Fähigkeiten geleisteten Dienste zu erwähnen; und sich plötzlich gewisser Einweihungsreden erinnernd, vergaß er sich soweit, Stellen daraus

vorzutragen, den Arm gegen vermeintliche Zuhörer ausstreckend: „Viel Platz und Alles zu machen! — — Die Devise neuer Länder, meine Herren —“

Dort in der Ecke, wo Großmutter hinter ihrer Brille eingeschlafen war, beleuchtete die Lampe eine ruhigere Gruppe, Fanny über ihr Buch gebeugt, indeß Eline mit mild schützender Geberde ihre Taille umfaßte, während draußen, kaum zwanzig Schritte von der kleinstädtischen Gasse entfernt, der Sturm des Boulevards St. Michel, der Zug der Studenten nach Bullier's Tanzlokal, dessen Trompeten man an den Ballabenden hören konnte, grollte und brauste. Das waren so recht die Doppelströmungen dieses so verschiedenartigen, so gemischten, so schwer zu erfassenden Paris.

Des Sonntags Abends belebte sich der Salon, man zündete die Kerzen am Klaviere an, um einige Freunde zu empfangen. Anfangs waren es nur zwei dänische Familien, welche Ebsen's seit ihrer Ankunft kannten, plumpe, blühende Gesichter, die stumm

wie Möbel an den Wänden des Salons herumsaßen. Dann Herr Birk, ein junger Pastor aus Kopenhagen, vor Kurzem nach Paris entsendet, um den Dienst in der dänischen Kirche der Rue Chauchat zu versehen. Eline nämlich, welche zur Zeit des früheren Pastors, Herrn Larsen, des Sonntags die Orgel spielte, hatte diesen unentgeltlichen Dienst bei dem Neuangekommenen fortgesetzt, und Letzterer glaubte sich dafür zu einigen Höflichkeitsbesuchen verpflichtet, ohne daß zwischen ihnen eine wirkliche Sympathie bestanden hätte. Dieser dicke Jüngling mit röthlichem Barte, einem regelmäßigen gewöhnlichen, von Blatternarben zerrissenen Gesichte — ein ländliches Christusbild, von Würmern zerfressen — trug die größte religiöse Strenge in Haltung und Wort zur Schau; im Grunde aber war er ein alltäglicher Geschäftsmann, welcher wußte, daß in Paris die Pastoren reiche Parthien finden, und sich in den Kopf gesetzt hatte, seinen kurzen Aufenthalt in dem modernen Babylon zu benützen, um eine tüchtige Mitgift zu erhaschen. Der Salon der Frau Ebsen,

aus einfachen Leuten ohne Vermögen zusammengesetzt, konnte ihm hierin nicht dienen, deßhalb zeigte sich auch sein gabelförmig getheilter Bart niemals lange dort. Birk gab zu verstehen, daß ihm der Kreis nicht orthodox genug wäre. Es ist wahr, daß diese sehr freidenkenden Damen sich ziemlich wenig um die Religion ihrer Besucher kümmerten, aber dies hatte Herrn Larsen nicht abgehalten, jahrelang dort mit dem Pastor Aussandon zusammenzutreffen.

Der berühmte Dekan brauchte, um seine Nachbarn zu besuchen, nur den kleinen Garten zu durchschreiten, der sie von seinem Gartenhaus trennte, und wo man ihn oft sehen konnte, die Gartenscheere in der Hand, den hageren Leib über seine Rosenstöcke beugend, während aus einem Fenster die kleine, lebhafte Frau Aussandon, die Haube schief auf dem Kopfe, ihren alten, großen Mann überwachte und ihn beim ersten Windhauch zurückrief:

„Aussandon, komm herein!“

„Ja, meine Gute . . .“ Und er gehorchte, ge-

horsamer als ein Kind. Dank ihrer Nachbarschaft und in Folge der Uebersetzungen, welche der Pastor oft zu dem Cursus seiner Kirchengeschichte brauchte, hatten sich die beiden Familien sehr befreundet, und einige Zeit vor Lorie's Ankunft im Hause, hatte der jüngste der Söhne Aussandon, Paul, den die Mutter niemals anders als den „Major" nannte, um Elinen's Hand angehalten.

Unglücklicherweise ist das Leben eines Militärarztes ein Garnisonsleben, fortwährend unterwegs, und um Mutter und Großmutter nicht verlassen zu müssen, sagte Eline gleich „Nein", ohne Jemanden auch nur ahnen zu lassen, welche Selbstüberwindung ihr dieses Wort kostete. Seitdem war ihr Verkehr weniger rege. Frau Aussandon ging den Damen aus dem Wege, man grüßte sich, aber man besuchte sich nicht mehr, und die Sonntagsabende verloren dadurch etwas von ihrer Lebhaftigkeit; denn der alte Dekan war sehr heiter und seine „Gute" hatte einen schrecklichen Trompetenton, von welchem der ganze Salon

erbebte, besonders wenn Henriette Briß da war und man über Theologie disputirte.

Diese Henriette Briß war eine alte Jungfer von dreißig bis fünfunddreißig Jahren, Norwegerin und katholisch, welche nach einem zehnjährigen Aufenthalte in einem Kloster in Christiania, ihrer schwachen Gesundheit wegen dasselbe hatte verlassen müssen, und die seitdem versuchte in das weltliche Leben, wie sie es nannte, wieder einzutreten. An die Klosterordnung, an die schweigende Abhängigkeit gewöhnt, ohne jedes Gefühl für Selbstständigkeit oder Verantwortlichkeit, ging sie erschrocken, irrend, klagend und um Hilfe rufend, wie ein aus dem Neste gefallener Vogel, zwischen Menschen und Ereignissen hindurch. Und doch war sie sehr geistvoll und unterrichtet und sprach mehrere Sprachen, wodurch sie Gelegenheit fand, verschiedene Stellungen als Erzieherin bei reichen Familien in Rußland und Polen zu erlangen; aber sie blieb nirgends, beleidigt, gekränkt durch die Wirklichkeit des Lebens, gegen welche die weißen, blind-

machenden, einhüllenden Schleier ihres Ordens zur heiligen Jungfrau sie nicht mehr schützten.

„Praktisch muß man sein!“ wiederholte jeden Augenblick das arme Wesen, um energischer zu werden, sich selbst zu leiten. Niemand war aber weniger praktisch wie diese bedauernswerthe Närrin mit ihrem krankhaften Aussehen, ihren unter einem runden Reisehute schlecht geordneten Haaren, mit den ärmlichen selbstgekauften Kleidungsstücken über den abgelegten ehemals prächtigen Gewändern ihrer früheren Herrinnen, im Sommer mit Pelzwerk über hellfarbigen Kleidern. Streng katholisch geblieben und alle äußeren Formen beobachtend, war sie dabei liberal, ja sogar revolutionär, vermengte Garibaldi und Vater Didon in einer begeisterten Bewunderung, äußerte die tollsten Gedanken und Widersprüche, erschreckte nach sehr kurzer Zeit die Eltern ihrer Schüler, und jedes Mal entlassen, eilte sie nach Paris, um ihr weniges Geld auszugeben, nach Paris, dem einzigen Orte der Welt, wo sie sich wohlfühlte, in einer für sie anregenden und

athembaren Luft. — Plötzlich, wenn man sie in Stellung in Moskau oder Kopenhagen glaubte, kam Henriette wie erlöst und ganz zufrieden an, miethete ein kleines möblirtes Zimmer, hörte die großen Prediger, besuchte Schwestern in ihren Klöstern, Geistliche in den Sacristeien, verfehlte keine Vorlesung in der theologischen Facultät, und machte sich Notizen, die sie dann ausarbeitete, denn ihr einziger Traum war: für katholische Zeitschriften zu arbeiten; regelmäßig schrieb sie auch an Louis Veuillot, welcher ihr niemals antwortete. In Ermangelung dessen spendete Henriette Briß überall, wo sie hinkam, besonders in der Rue du Val de Grâce, weil dort der Kreis lutherisch war, ihre ganze streitbare Begeisterung in Worten, sie führte einen vollständigen Glaubensstreit, sie citirte Bibeltexte, ging dann erschöpft heim mit trockenem Munde, Blutandrang nach dem Kopfe, aber dennoch entzückt, ihren Glauben laut bekannt zu haben. Dann, wenn sie kein Geld mehr hatte, was sie jedesmal in Verwunderung setzte, nahm sie die erste beste Stelle an, reiste verzweifelt ab und monate-

lang war nichts mehr von ihr zu hören. — — Als Lorie sie in dem Salon der Frau Ebsen traf, war sie in solch verzweifelter Verfassung; da sie diesmal sogar noch zu spät nach einer Stellung gesucht, und die Antworten auf sich warten ließen, hatte sie sich gezwungen gesehen, sich in Pension zu begeben, in ein Kloster der Rue du Cherche-Midi, einer Art Placirungs-Bureau für Dienstboten, wo ihre demokratischen Ansichten und ihre Liebe zum Volke eine harte Prüfung zu bestehen hatten, in fortwährender Berührung mit diesem lasterhaften und heuchlerischen Gesinde, diesen Mädchen, welche sich in der Kapelle, am Eingang des mit phantastischen Kreuzwegen geschmückten Sprechzimmers bekreuzten, während sie in den Zimmern die Koffer aufbrachen, im Arbeitssaale abscheuliche Gassenhauer sangen, wenn sie aber mit den Kunden sprechen sollten, ihre Haare, in denen Stahlnadeln oder Sterne aus Flittergold steckten, mit einer sittsamen Haube bedeckten. Ebsens, welche zu beschränkt wohnten, um sie bei sich aufzunehmen,

jammerte sie jeden Sonntag vor, erzählte, welchen Ekel ihr diese niedrige, gemeine Umgebung verursachte, aber ihre Freundinnen, welche sie sehr lieb hatten, mußten darauf verzichten, ihr zu helfen, da das Geld, welches dazu bestimmt war, das Zimmer oder die Pension zu bezahlen, stets für Nichtigkeiten, für heroische oder unsinnige Liebesgaben fortging. Henriette begriff das Mißtrauen und war betrübt darüber, nicht praktischer zu sein, „wie Herr Lorie zum Beispiel, oder Sie, meine liebe Lina."

„Ich weiß nicht, ob ich praktisch bin," meinte Eline lächelnd; „aber ich richte mich so ein, dasselbe lange Zeit zu wollen und mit Vergnügen Alles zu thun, was ich thun soll."

„Nun, ich soll Kinder erziehen und ich erziehe sie, aber niemals wird es mir Vergnügen machen. — Uebrigens hasse ich die Kinder. Man ist gezwungen, sich zu bücken, um mit ihnen zu sprechen, sich so klein zu machen wie sie. Das verdummt."

„Oh! Henriette . . . ."

Lina sah sie ganz erschrocken an. Sie, welche alle Kinder so liebte, gleichviel welchen Alters, ob sie schon laufen konnten und anfingen zu lesen, oder ob sie noch nichts weiter waren als zartes, rosiges Fleisch zum Verhätscheln und Küssen; sie, die nur deßhalb durch den Luxembourger Garten ging, um die Kinder lärmen zu hören und bei ihrem Spiel mit Schaufel und Sand stehen zu bleiben, ihren Schlaf unter dem Tuche der Amme oder dem Schirmdache der Korbwagen zu beobachten, sie, welche allen kleinen neugierigen Augen zulächelte, und wenn sie eines dieser zarten Köpfchen dem Winde oder der Sonne ausgesetzt sah, auf die zerstreute Amme zustürzte, um deren Arm oder den Sonnenschirm wieder in die rechte Lage zu bringen, ihr zurufend: „Amme, Ihr Kind!"

Diese Verleugnung jedes mütterlichen Gefühls bei einer Frau erschien ihr ungeheuerlich. Wer sie übrigens näher ansah, begriff den Unterschied ihrer Temperamente; die Eine, wie zur Mutter geboren, ein kleiner Kopf, breite Hüften, ein ruhiger Ausdruck; die Andere

wie eine Hippe gebaut, mit ungraciöser Eckigkeit, langen flachen und harten Händen, wie man sie gefaltet und ausgestreckt auf den alten Bildern sieht.

Frau Ebsen legte sich manchmal in's Mittel: „Aber, meine gute Henriette, warum setzen Sie diesen Beruf als Kindererzieherin fort, wenn es Sie langweilt? Warum gehen Sie nicht zu Ihren Eltern zurück? Diese sind alt, sagen Sie, und stehen allein, Ihre Mutter ist kränklich, Sie könnten ihr in der Wirthschaft helfen — —, die Wäsche besorgen, ein wenig für die Küche — —."

„— Dann doch lieber mich gleich verheirathen", unterbrach Henriette heftig — — —. „Ich danke schön! Ich bin keine Hausfrau und ich hasse alle diese niedrigen Arbeiten, welche nur die Finger beschäftigen."

„— Man kann immer dabei auch denken — —", meinte Eline. — — Aber die andere hörte nicht darauf und fuhr fort: „Ueberdies ist meine Familie arm, ich würde ihr zur Last sein — — und dann sind es Bauern, unfähig, mich zu verstehen."

Ueber dies Wort empörte sich Frau Ebsen: „So sind diese Papisten, mit ihren Klöstern. Es ist nicht genug, den Eltern ihre Töchter, ihre Söhne, die natürlichen Stützen ihres Alters, zu entreißen, man muß diesen sogar die Erinnerung, das Familiengefühl tödten. Sie sind wirklich schön, diese Gottes-Gefängnisse.“

Henriette Briß ereiferte sich nicht, vertheidigte aber ihr geliebtes Kloster mit allen möglichen Argumenten und Citaten. Sie hätte dort elf köstliche Jahre zugebracht, ihr Leben kaum fühlend, ohne Verantwortung, in Gott versunken, ihrer selbst unbewußt, daß das Erwachen ihr sehr hart und ermüdend vorkam.

„Glauben Sie mir, Frau Ebsen, in diesem materiellen Jahrhundert giebt es keine andere Zuflucht für auserwählte Seelen.“

Die gute Dame gerieth ganz außer Athem: „Wie kann man nur! — — Wie ist es möglich! — — So gehen Sie doch zurück in Ihr Kloster — — In die Heerde von Faullenzerinnen und Närrinnen — —.“

In diesem Augenblicke trug eine Sündfluth von Noten und Accorden den Streit mit fort. Die „stummen Möbel“ belebten sich allmälig und näherten sich dem Clavier; und mit ihrer klaren, ein wenig schwachen Stimme, begann jetzt Eline eine Romanze von Chopin. Dann kam die Reihe an die Großmutter, die man um ein altes Scandinavisches Lied bat, welches Lina Herrn Lorie zu gleicher Zeit übersetzte. Die Alte richtete sich in ihrem Lehnstuhle auf und begann mit zitternder Stimme ein heroisches Lied vom König Christian: „stehend an dem großen Mast, eingehüllt in Rauch — —“ oder eine melancholische Strophe an die ferne Heimath: „O Dänemark, mit deinen Feldern und prächtigen Wiesen, umschlossen von der blauen See — —.“ — — Jetzt singt man nicht mehr bei Ebsen's. Das Clavier ist verstummt; die Kerzen im Salon sind erloschen. Die alte Dänin ist in ein Land gegangen, das von nichts umschlossen wird, in herrliche Gefilde, die aber so fern und unermeßlich sind, daß noch Niemand von dort wiedergekehrt ist.

Viertes Capitel.

Morgen-Andachten.

Einige Tage nach Großmutter's Tode befanden sich die kleinen Lorie's allein zu Hause, der Vater war im Bureau, die Bonne auf dem Markte, die Thüre doppelt verschlossen wie bei jedem Ausgang Sylvaniren's, welche die Angst und das Mißtrauen seit ihrer Ankunft nicht abgelegt hatte; sie glaubte zum Beispiel, daß ein ausgebreiteter Handel mit gestohlenen Kindern in Paris getrieben werde, die Großstadt mit Gauklern für ihre Marktplätze, mit Harfenspielern für ihre Caféhäuser und sogar — entsetzlicher Gedanke! — mit vorzüglichen kleinen warmen Pastetchen zu versorgen. Wenn sie daher Maurice und Fanny allein zu Hause ließ, bekamen sie immer dieselbe Mahnung

der Ziegenmutter an ihre Zicklein zu hören: „Schließt Euch ja ein — — öffnet Niemandem, Romain ausgenommen!“

Romain, jener Mann mit dem Korbe, welcher die arme Großmutter so sehr beschäftigt hatte, war einige Tage nach ihnen, — gerade die nöthige Zeit, um dort seinen Amtsnachfolger zu installiren — aus Algier angekommen; denn auch er war Staatsbeamter, war Thürhüter und Gärtner in der Unterpräfectur, wo er außerdem noch die Stellungen als Kutscher, Haushofmeister und als Gemal Sylvaniren's bekleidete, — aber das Letztere in so geringem Maaße, daß es kaum der Rede werth ist. — Das Bauermädchen hatte sich schwer zu dieser Heirath entschlossen. Seit ihrem Abenteuer in Bourges würde der schönste Mann der Welt ihr nicht mehr Lust zur Ehe gemacht haben; am wenigsten aber dieser kleine, armselige, stotternde Romain, der um einen Kopf kleiner war wie sie, und der aus dem Sénégal, wo er, nach seinem Austritt aus der Marine, bei dem Statthalter

als Gärtner gedient hatte, mitgebrachten Gesichtsfarbe, die einem in Oel gebackenen Eierkuchen glich.

Aber die Herrschaft bestand darauf. Und dann war der Mann so gut, so gefällig, in jedem Handwerk geschickt, band so schöne, fast baumgroße Blumensträuße, belustigte die Kinder mit so hübschen Einfällen und sah sie schon so lange mit so kleinen zärtlichen Augen an, daß Sylvanire, nachdem sie Alles gethan, um ihn zu entmuthigen, ja ihm sogar ihr Unglück mit dem Artillerieschüler erzählt hatte, endlich einwilligte: „Wie Sie wollen, mein armer Romain, aber wahrhaftig! . . . . . .“ und die Mimik ihrer starken Schultern schien zu sagen: „Auf welch' merkwürdigen Gedanken sind Sie da gekommen? — —“

Romain's Antwort bestand in einem leidenschaftlichen, aber unverständlichen Stottern, woraus sich Schwüre ewiger Liebe und wüthende Racheschwüre gegen das Artilleriecorps kaum unterscheiden ließen. „Cré cochon!“ dies war sein Lieblingswort, eine Angewohnheit, von der ihn nichts mehr entwöhnen

konnte, der Schrei des Herzens, in dem er alle seine unausgesprochenen Gefühle ausdrückte.

An dem Tage, an welchem der Admiral Genouilly ihn wunderbarerweise vom Kriegsgericht rettete, an dem Tage, an welchem Sylvaniren's Herrin sie zu der Heirath bewog, hatte Romain sich auf diese Weise bedankt: „Cré cochon, mein Admiral! — — Cré cochon, Frau Lorie! — —" und das waren die schönsten Versicherungen seiner Dankbarkeit.

Als sie verheirathet waren, blieb ihr Leben dasselbe, sie bei ihrer Herrschaft, er bei seiner Thür und in seinem Garten, nie waren sie zusammen. Des Nachts wachte Sylvanire bei ihrer Kranken; dann, als Madame abgereist war, schlief sie wieder oben der Kinder wegen, während ihr Gatte sich ganz allein in seiner Thürhüterstube in seinem großen Amtsbette abhärmte. Nach einigen Monaten dieser strengen Diät, kaum durch einige süße Momente erheitert, kam die Absetzung des Herrn und der Auftrag an Sylvanire, Maurice und Fanny zu bringen.

„Nun! und ich?“ fragte Romain, die Kisten zuschnürend.

„— Siehe zu, was Du thun willst, mein armer Mann — —. Ich werde immerhin abreisen.“

Was er wollte? Bei Gott, mit ihr wollte er zusammen leben, und wenn sie ihm nun versprechen konnte, daß in Paris der Herr sie Beide nehmen werde, man also in richtiger Häuslichkeit leben könne, wollte er ohne jedes Bedauern seine Stelle aufgeben.

Als er aber in der Rue du Val de Grâce ankam und Sylvanire ihm mit einer sprechenden Geberde die Kleinen, die Armuth, die aufgehäuften Kisten zeigte, fand der arme Mann nur das eine Wort: „Cré cochon, mein Weib!“ — — Da würde man allerdings nicht zusammen leben können. Hier brauchte man weder Kutscher noch Gärtner, nicht einmal einen Haushofmeister mehr.

„Sylvanire genügt uns vorläufig — —“ erklärte Herr Lorie in seinen souveränen Manieren und er forderte Romain auf, sich anderswo eine Stellung zu

suchen, dies alles hier sei ja selbstverständlich nur ein Uebergangsstadium. Uebrigens wären in Paris, wie Sylvanire meinte, eine Menge dienende Eheleute gezwungen, getrennt zu leben; man sieht sich von Zeit zu Zeit und liebt sich um so mehr.

Und ein breites Lächeln, so liebenswürdig, so einladend, zeigte sich dabei unter ihrer weißen, dreitheiligen Haube, daß Romain sagte: „Nun gut, ich werde mir was suchen.“ Man muß gestehen, daß er sich schneller Arbeit zu verschaffen wußte, als sein Präfect.

Er brauchte nur an die Ufer der Seine herunterzusteigen und sich unter das Volk von Arbeitern, welche der gütige Fluß ernährt, zu mischen, um die Auswahl zwischen mehreren Professionen zu haben: Kahnauslader, Verschlagmacher, Schleusenknecht oder Waschhausdiener. Schließlich wurde er aber Brückenzoll-Einnehmer, denn dieses war beinahe ein Staatsamt und er hatte, wie Lorie, die Verwaltungsmanie. Seine Stelle war mühevoll und hielt ihn ohne Unterbrechung

fest; aber sowie er nur abkommen konnte, eilte er nach der Rue du Val de Grâce, immer mit einer Ueberraschung in seinem großen Korbe, aus den Nebenverdiensten eines Schleusenknechtes bestehend; einmal bei dem Zerlegen eines Floßes, drei oder vier schöne Scheite Holz, noch ganz naß vom langen Flößen auf der oberen Seine, dann wieder ein Viertel Aepfel oder ein Päckchen Café. Was er brachte, gehörte Sylvanire, aber das ganze Haus hatte den Nutzen davon, und oft befand sich in dem Korbe auch ein Gericht gebackener Fische, eine Ochsenrippe, oder andere Eßwaaren, die mit der Flößerei durchaus nichts zu schaffen hatten.

Seit einiger Zeit waren Romain's Besuche seltener geworden. Er war Schleusenmeister an der Durchfahrt von Petit-Port geworden, drei Meilen von Paris: hundert Franks monatlich, Heizung, Beleuchtung und eine Wohnung am Ufer mit einem Gärtchen daneben, um Blumen und Gemüse zu ziehen. Ein ganzes Vermögen. Er hätte es jedoch niemals an=

genommen, niemals eingewilligt, sich von Sylvanire zu trennen, wenn sie nicht durchaus darauf bestanden hätte. Die schöne Jahreszeit käme nun wieder, meinte sie, und sie würde ihn mit den Kindern besuchen, um einige Tage dort zu bleiben, für die Kleinen wäre es ein Landaufenthalt. Und wer weiß sogar, ob man sich nicht recht bald zusammen dort niederlassen würde. Mehr wollte sie nicht sagen; der Schleußenmeister aber, ganz närrisch vor Freude, hatte sein Amt angetreten, welches ihm ab und zu nur kurze Besuche zwischen Ankunft und Abfahrt eines Zuges gestattete.

Als Romain fort war, gab es keine Ausnahme mehr; wenn Sylvanire ausging, war es streng verboten, die Thür zu öffnen. Aber in reizender Unbefangenheit machten die kleinen Algerier, welche an die freie Luft gewöhnt waren und die nun so lange hinter den geschlossenen Fensterläden, welche die Aermlichkeit der Wohnung verdecken mußten, gelebt hatten, die niedrigen Fenster weit auf, ohne zu bedenken, daß man mit einem Sprunge bei ihnen sein konnte. Was

sollten sie auch von dieser stillen Straße fürchten, wo die Katzen in der Sonne schliefen und die Tauben mit ihren rosigen Pfötchen zwischen den Pflastersteinen scharrten? Dann war man auch stolz, sich sehen zu lassen, jetzt, wo man Betten hatte, Stühle, Schränke und Gestelle für Bücher und Schachteln. Von dem alten Hausgeräth, welches Sylvanire als Brennholz benutzt hatte, waren nur noch eine oder zwei Kisten übrig geblieben, aus welchen der Borda-Zögling Segel- und Ruderschiffe zimmerte. Das war die Art und Weise, wie sich der junge Mann für die Seeschule vorbereitete. Er hatte den Geschmack für diese Art von Schiffsbauten durch Romain gewonnen und Lorie Dufresne, welcher darin das Zeichen eines Berufes erkennen wollte, hatte sehr bald die Gewohnheit angenommen, an den Empfangsabenden der Unterpräfectur, wenn die Kinder in den Salon kamen, seinen Sohn mit den Worten vorzustellen: „Hier ist unser Seemann —“ oder ihm mit triumphirender Miene zuzurufen: „Gelt? Maurice, der Borda!“

Anfangs war das Kind entzückt über den Respect, den seine Kameraden vor diesem glorreichen Beruf bewiesen, besonders vor seiner Matrosenmütze, einem Einfall der Mutter; dann aber, als es Ernst damit wurde, als die Mathematik herankam und die Trigonometrie, welche ebensowenig nach seinem Geschmack waren wie der Ocean und die Seeabenteuer, war die Sage von seinem Beruf bereits schon bekannt geworden, überall nannte man ihn den Seemann und er wagte nicht mehr dagegen zu protestiren. Von nun an war sein Leben vergiftet. Er bekam ein klägliches, dummes Gesicht, niedergedrückt von der Drohung mit dem Borda, mit welcher alle Welt ihn verfolgte, seine Nase verlängerte sich immer mehr über den quadratischen Gleichungen, den Musterrissen, den graphischen und geometrischen Figuren der dicken Vorbereitungsbücher, die für ihn viel zu schwer waren, und er blieb beständig der zukünftige Schüler der Marineschule, der sich über Alles, was er zu dem Eintritt in dieselbe lernen mußte, entsetzte, aber noch

mehr bei dem Gedanken erschrak, daß man ihn vielleicht aufnehmen könnte.

Trotzdem behielt er die Neigung seiner Kindheit, und niemals war er zufriedener, als wenn Fanny zu ihm sagte: „Mach' mir ein Schiff.“ In diesem Augenblicke baute er eine prachtvolle Schaluppe, wie sie das Bassin im Luxembourger Garten gewiß noch nicht gesehen hatte, und er arbeitete mit Eifer, all sein Handwerkszeug, Hammer, Säge, Hobel, welches seine kleine Schwester ihm je nach Bedarf zureichte, auf dem Fensterbrette liegend, während eine Schaar Kinder aus der Nachbarschaft mit zerfetzten Hosen, die Hosenträger über zerrissenen Hemdärmeln hängend, ihm von der Straße aus voller Bewunderung zusah.

Plötzlich hört man ein: „Vorgesehen! Vorgesehen!“ Das Pflaster erdröhnt, die Hunde bellen, Kinder und Tauben zerstreuen sich, um einem schönen herrschaftlichen Wagen mit Schecken und kastanienbraunen Livreen Platz zu machen, welcher gerade vor Lorie's Wohnung anhält. Eine alte Frau steigt aus, sie ist

groß und mager, trägt ein schwarzes Kleid mit gleichem Kragen und heftet auf die beiden Kinder einen stechenden Blick aus zwei bösen Augen, die hinter Brauen versteckt sind, so stark wie ein Schnurrbart.

„Wohnt hier Frau Ebsen?“

Mit zusammengepreßtem Munde und geballten Fäusten antworte der Borda-Zögling mit einem Muthe, den die kleine Schwester bewundert: „Nein — in der oberen Etage —“ und schnell schlägt er das Fenster zu, denn die schwarze Dame ist eine jener schrecklichen Erscheinungen, wie sie in Sylvaniren's Erzählungen beständig vorkommen. Fanny murmelt ganz leise zwischen den Lippen: „Das ist bestimmt Eine.“

„Ich glaube es auch.“

Dann, nach einigen Augenblicken, wenn die Schritte sich auf der Treppe entfernen: „Hast Du bemerkt, wie sie uns angesehen hat? — Ich glaubte, sie würde durch das Fenster hereinkommen.“

„Das hätte ich sehen wollen!“ antwortete der Seemann, doch ohne Ueberzeugung. Und so lange

sie diese Frau da oben über ihren Köpfen fühlen und den Wagen auf der Straße vor sich sehen, bleiben sie unbeweglich, wagen nicht zu sprechen, zu athmen, nicht einen Nagel einzuschlagen. Endlich hört man Frau Ebsen's Stimme, die Jemand auf den Flur begleitet. Ein Kleid rauscht durch den Gang, streift die Thüre. Jetzt wird sie herauskommen. Der Borda-Zögling, um sich davon zu überzeugen, lüftet eine Ecke des Vorhanges und läßt ihn schnell wieder fallen. Dort steht die Frau, welche ihn gierig hinter der Scheibe ansieht, als wollte sie ihn mitnehmen. Dann klappt der Wagenschlag zu, die Pferde stampfen auf, und der Schatten, den der Wagen über das Fenster warf, verschwindet wie ein böser Traum. „Nun, Gott sei Dank!" — sagt die kleine Fanny, erleichtert aufseufzend.

Am Abend, als Lorie zur Stunde hinaufging, fand er Frau Ebsen noch ganz aufgeregt und glücklich über den vornehmen Besuch.

„Ja, es ist wahr, wer ist denn gekommen? Man hat mir von einer Equipage erzählt." —

Stolz überreichte sie ihm eine schwere, breite Visitenkarte.

Johanna Autheman

Präsidentin und Gründerin des Vereins der evangelistischen Damen.

Paris. — Port-des-Heils.

„Frau Autheman! Die Gemahlin des Banquiers?"

„Nicht sie selbst, aber eine Abgesandte von ihr, um Lina zu bitten, eine Sammlung von Gebeten und Andachtsübungen zu übersetzen."

Und sie zeigte auf ein kleines Buch mit Goldschnitt dort auf dem Tische liegend. Morgen-Andachten von Frau *** mit dem Motto: „Eine Frau hat die Welt zu Grunde gerichtet, eine Frau wird sie retten." Man brauchte zwei Uebersetzungen, eine englische und eine deutsche, welche man eins ins andere mit drei Sous für das Gebet bezahlen würde.

„Wunderbarer Handel, nicht wahr?" sagte Lina, ohne ihren Kopf von Fanny's Aufgabenheft, welches sie corrigirte, zu erheben.

„Aber nein, Linette, ich versichere Dich ... Bei diesem Preise kann man noch bestehen," versetzte die gute Frau Ebsen, die durchaus nicht mystisch war, mit dem natürlichsten Tone; dann die Stimme dämpfend, um den Unterricht nicht zu stören, sprach sie mit ihrem Nachbar über die merkwürdige Person, die man ihnen geschickt hatte, ein Fräulein ... der Name stand auf der Karte — — Anna de Beuil, im Palais Authemann. — Ja, wahrhaftig, de Beuil, in zwei Worten und dennoch sah sie eher wie eine Bäuerin, wie eine Wirthschafterin aus, als wie eine Dame von Adel. Und wie ungenirt sie sich in Alles mengte, sich erkundigte, mit wen die Damen verkehrten, ob sie viel Bekanntschaften hätten, wie sie Lina's Photographie auf dem Kamin betrachtete und fand, daß sie viel zu heiter aussehe.

„Zu heiter!" rief Lorie entrüstet, denn ihm that es wehe, seit Großmutters Tode etwas Gezwungenes in dem schönen jugendlichen Lächeln zu sehen.

„Oh, sie hat mir noch vieles Andere gesagt. —

Daß wir leichtfertige Personen wären, daß wir nicht genug in Gott lebten — — eine Predigt, sage ich Ihnen, eine wirkliche Predigt mit feierlichen Armbewegungen und Bibelcitaten. — Es ist schade, daß Henriette nicht mehr hier ist. Das hätte ein schönes Predigerpaar abgegeben."

„Fräulein Briß ist fort?" fragte Lorie, welcher sich für diese närrische Person interessirte, ohne Zweifel, weil sie ihn für außerordentlich praktisch befunden hatte.

„Seit acht Tagen, mit der Fürstin Suvorin, welche sie als Gesellschaftsdame mitnahm. . . . Eine brillante Stellung — keine Kinder. . . ."

„So muß sie sehr zufrieden sein?"

„— Verzweifelt ist sie — —, wir haben einen Brief aus Wien erhalten! — — Sie sehnt sich nach ihrem Kerker in der Rue du Cherche-Midi —. Ach, die arme Henriette — —." Und dann wieder auf ihren Besuch von heute früh zurückkommend, auf den Vorwurf, den man ihnen gemacht hatte, nicht genug

in Gott zu leben: „Erstens, was Lina anbetrifft, ist es gar nicht wahr — —. Jeden Sonntag spielt sie ihre Orgel in der Rue Chauchat und versäumt nie eine Versammlung. Ich aber, habe ich jemals Zeit gehabt, fromm zu sein? — — Ich hätte sie wohl sehen mögen, dieses Fräulein de Beuil, mit einer alten Mutter und einem kleinen Kind auf den Armen. Ich mußte vom frühen Morgen an, in jeder Jahreszeit, an allen Enden von Paris, zu den Stunden laufen. Am Abend fiel ich hin wie ein Stein, ohne Kraft zum Beten, zum Denken. Aber war es denn nicht auch Frömmigkeit, meiner Mutter bis an ihr Ende eine glückliche Existenz zu schaffen und Lina eine gute Erziehung angedeihen zu lassen, welche ihr jetzt zu Statten kömmt? Ach! die liebe Kleine wird nicht den schweren Anfang haben, den ich hatte."

Sich bei dem Gedanken an ihr Elend ereifernd, erzählte sie von den Stunden zu zwanzig Sous, die sie in den Hinterstübchen von kleinen Läden Leuten ertheilte, die ebenso arm waren, wie sie. Dann sprach

sie davon, wie sie manchmal eine französische Lection gegen eine Stunde Deutsch eintauschte, und welche Forderungen die Eltern an sie stellten, wie sie einmal ein fettsüchtiges junges Mädchen spazieren führen und ihr dabei Sprachunterricht geben mußte, und ihr die unregelmäßigen Zeitwörter bei Wind und Regen auf dem Wege vom Triumphbogen bis zur Bastille vorzusprechen hatte. Dies währte Jahre hindurch, und dazu alle Entbehrungen, alle Demüthigungen, denen eine arme Frau ausgesetzt ist, die verblichenen Kleider, die sie tragen mußte, und das, um mit dem Omnibus für sechs Sous fahren zu können, geopferte Frühstück, bis zu dem Tage, an dem sie als Lehrerin in das Pensionat der Frau von Bourlon eintrat — — ein sehr feines Pensionat: nur Töchter von Banquiers, von großen Kaufleuten, Léonie Rougier, heute Gräfin von Arlot, Débora Beckerh, welche Baronin Gerspach geworden. Da war es auch, wo sie eine seltsame und hübsche Person kennen lernte, Namens Johanna Châtelus, eine exaltirte Protestantin, welche stets eine kleine

Bibel in ihrer Tasche trug und in den Zwischenstunden ihren Freundinnen in einer Ecke des Spielplatzes förmliche religiöse Vorträge hielt. Man sagte damals, sie würde sich bald mit einem jungen Missionär verheirathen, und daß sie dann zusammen abreisen würden, um die Bassutos zu bekehren. Und in der That verließ sie plötzlich das Pensionat und drei Wochen später hieß sie . . . . . . Frau Autheman.

Lorie machte eine Geberde des Erstaunens.

„Ja wohl", sagte Frau Ebsen lachend — — „Sie begreifen, zwischen einem Missionär, ganz ohne Vermögen, und dem reichsten Banquier von Paris — —. Das muß ich aber sagen, Muth hat sie gehabt — —. Ihr Mann ist abscheulich — —. Eine ganze Seite seines Gesichts ist durch eine enorme Geschwulst entstellt, welche er unter einer schwarzen Seidenbinde versteckt. — — Bei den Autheman's liegen diese Hautübel in der Familie. Die Mutter hatte deren auf Händen und Armen und trug Tag und Nacht Handschuhe bis zum Ellbogen — —. Bei ihren Vettern, bei Becker's

ist es ebenso — —. Aber der Sohn ist am meisten damit behaftet, und man mußte schon eine große Lust, reich zu werden, verspüren, um so was zu heirathen."

Lina, welche soeben ihre Lection beendigt hatte und in den „Morgenandachten" blätterte, protestirte aus Großmutters Ecke mit ihrer sanften Stimme: „Weißt Du wirklich, ob es die Begier nach Reichthum war? — — Vielleicht war es auch ein Mitleidsgefühl, der Trieb, sich aufzuopfern, sich für ein so armes Wesen zu opfern. Die Welt ist so böse und so kurzsichtig!"

Indem sie sprach, beugte sie ihre schweren, wie Silber schimmernden blonden Flechten, ihre durch den Kummer etwas gebleichten Wangen, über die zu übersetzenden Seiten; und plötzlich, halb gegen ihre Mutter gewendet, sagte sie: „Höre, Mama, ich glaube, dies geht mich an, mich, das zu lustige Fräulein — —. Höre: Lachen und Heiterkeit sind das Zubehör eines verderbten Herzens. Unsere Herzen brauchen sie nicht, wenn der Friede Gottes darin herrscht."

„— Allerdings“, meinte die Mutter, „habe ich diese kleine Châtelus nie lachen gesehen; und Du begreifst, da sie das Buch verfaßt hat —“

Lina unterbrach sie hastig: „Dies ist aber noch stärker. —“

Sie richtete sich auf und las bebend: „Ein Vater, eine Mutter, ein Gatte, Kinder, täuschen unsere Zuneigung; jedenfalls sterben sie. Daran sein Herz zu hängen, heißt eine falsche Rechnung machen.“

„— Kann man aber so dumm sein? si péde!“... rief Frau Ebsen, deren fremde Aussprache stets in einer Aufwallung wahren Zornes ganz wiederkehrte.

„— Hört nur die Fortsetzung. —“ Eline las weiter, jedes Wort deutlich betonend: „Die richtige Rechnung ist, Christus zu lieben, nur ihn allein zu lieben. Christus täuscht nicht, Christus stirbt nicht; aber er ist eifersüchtig auf unsere Liebe und verlangt sie ganz. Deßhalb laßt uns die Götzen bekämpfen

und aus unseren Herzen alles verjagen, was ihm ein Nebenbuhler sein könnte ... hörst Du, Mama! es ist eine Sünde, daß wir uns lieben. — — Du mußt mich aus Deinem Herzen reißen, Christus muß sich zwischen uns stellen und uns mit seinen beiden gekreuzigten Armen trennen — Welche Schändlichkeiten! — Niemals werde ich das übersetzen. ..."

Sie machte dabei eine heftige Geberde, so außergewöhnlich für ihre sanftmüthige und ruhig heitere Natur, daß die neben ihr stehende Kleine etwas wie einen nervösen Rückschlag davon empfand, und ein blasses Erzittern über ihr kleines, mageres Gesichtchen bebte.

„Nein — — nein — — ich bin nicht böse —" sagte Eline, indem sie das Kind auf den Schooß nahm und es mit einer Umarmung an sich drückte, welche Lorie, ohne daß er wußte warum, vor Freude erröthen machte.

„Sei ruhig, Linette, wir sind thöricht, uns darüber zu ärgern. — — Wenn man sich gleich alle

Thorheiten, die man liest und hört, zu Herzen nehmen wollte! — Es ist wahr, daß das Gebet dieser Dame ein Unsinn ist; aber das wird uns doch nicht abhalten, einander zu lieben."

Sie wechselten einen jener innig vertrauten Blicke, wie sie nur unter Blutsverwandten möglich sind.

„— Dennoch," sagte Lina, immer noch aufgebracht, „sind derlei Thorheiten ansteckend und können viel Uebles anrichten . . . . . . in jungen Köpfen, schwachen Seelen. —"

„— Ich theile ein wenig die Ansicht des Fräuleins," meinte Lorie, „obgleich ich allerdings . . . ."

Frau Ebsen zuckte die Achseln. „Ach was! Wer wird denn solches Zeug l e s e n?" Das hätte nicht mehr Bedeutung, als die kleinen anglikanischen Brochüren, welche man in den Champs Elysées austheilte, wie Preiscourante von Kleiderhändlern oder von Restaurants, mit festen Preisen. Dann war ja auch noch die geschäftliche Seite. Man brauchte sich vor Lorie nicht zu geniren. Nun, für das Gebet

drei Sous, dabei war schon Geld zu verdienen. Sie würden Beide daran arbeiten, und nach diesem Bande würde man gewiß weitere bekommen, und wenn man nicht reich ist, dürfte man einen kleinen Zuwachs zum Verdienst nicht verschmähen, damit könnte man die Aussteuer für Lina bezahlen, wenn sie einmal heirathen würde.

Vor dem Ende dieser Erörterungen stand Lorie plötzlich auf. „Komm, Fanny, wünsche gute Nacht.“ Dieser Salon, bisher der heiterste und freundschaftlichste Ort der Welt für ihn und seine Kinder, erschien ihm jetzt düster und ganz gleichgiltig. Er fühlte, daß er dort fremd war, nur ein Besuch, und zwar einfach deswegen, weil die gute Frau Ebsen, indem sie vor ihm von Lina's Verheirathung sprach, ihn zu den reifen, nicht mehr in Frage kommenden Männern zu zählen schien.

Gewiß würde sich dieses reizende Mädchen verheirathen, sehr bald verheirathen, und wer sie bekam, konnte stolz darauf sein. Sie war so gebildet, so

muthig, hatte so viel Ordnungssinn, so viel Vernunft und so viel nachsichtige Liebe. Merkwürdig, dieser Gedanke machte ihn traurig, verfolgte ihn bis in sein kleines Zimmerchen, das nach dem Garten zu gelegen war. Die Kinder schliefen daneben, und er hörte das Gezwitscher des kleinen Mädchens, welche Sylvaniren, die sie auskleidete, Alles erzählte, was sich den Abend über bei den Damen zugetragen. „Fräulein hat gesagt . . . Fräulein wurde böse. — —“

Sie galt sehr viel bei der kleinen Waise, dieses Fräulein, aber, einmal verheirathet, würde sie wohl selbst Kinder haben, und sich nicht mehr um die Andern kümmern. Und der arme Mann dachte daran, wie an einem Tage des Jammers Eline, seine Wohnung umgewandelt und sie hatte dieselbe doch nur durchschritten.

Alsdann, um sich zu beruhigen, fing er eine „Classificirung“ an, wie er es nannte. Diese Classificirung war seine Leidenschaft; sein bestes Hülfsmittel gegen Sorgen und tiefe Traurigkeit. Sie be-

stand darin, Ordnung zu machen in einer Menge grüner Cartons mit Nummern und verschieden geschriebenen Titeln bezeichnet, als: Geschäftsbriefe, Familienangelegenheiten, Politik, Diverse. Seit der Zeit, wo er diese kostbaren, niemals wieder erneuten Packete mit Etiquetten versehen hatte, war er darauf beschränkt, deren Eintheilung zu ändern, sie aus einem blauen in einen braunen Umschlag zu legen, und dies genügte, um seine Manie zu befriedigen.

Das Packet, auf welches er an jenem Abend zuerst die Hand legte, trug in der Mitte des ersten Blattes, wie auf ein Grabmal gemeißelt, den Namen Valentine. Es enthielt Alles, was ihm von seiner Frau geblieben war, die Briefe aus dem Jahre ihrer Krankheit datirt — denn nie hatten sie sich vorher getrennt.

Es waren deren viele, und alle sehr lang; die ersten nicht all zu traurig, voll zärtlicher Mahnungen für die Gesundheit der Kinder und die seinige, und auch

Bayerische Staatsbibliothek München

viel häusliche Einzelheiten für Romain und Sylvanire enthaltend, kurz alle Sorgen einer abwesenden Mutter; dann, nach und nach, kamen Klagen, krankhafte Abspannung, bald darauf Zorn, Verzweiflung, Enttäuschung über ihr Schicksal, dessen Unerbittlichkeit sie fühlte, und das ihr durch das Mitleid der Aerzte nicht verschleiert werden konnte. Und immer inmitten der Schmerzensrufe und des Jammers wieder die Sorge um das Haus und die Kinder; eine Nachschrift für Sylvanire: „Vergessen Sie nicht, die Matratzen aufarbeiten zu lassen.“ Und die vergilbte Schrift, welche sich manchmal in das Papier wie mit Thränen untermischt, eingesogen hatte, verrieth auch durch ihr Zittern, ihr Zögern, durch ihr Größerwerden in Folge der Schwäche in der Hand, die traurigen Fortschritte der Krankheit. Die Schrift des letzten Briefes ähnelte ebenso wenig der Schrift des ersten, als das verzogene, gramdurchwühlte Gesicht, das er in dem Pächterzimmer mit den geweißten Wänden im Hause zu Amboise gesehen, an die Frau erinnerte, welche

er ein Jahr früher eingeschifft hatte, und die damals kaum berührt schien von dem Uebel, das noch im Innern ruhte, die Frau, so frisch, so blühend, daß die Seeleute im Hafen sich nach ihr umdrehten.

Diesen Brief hier hatte Valentine im Geheimen geschrieben, als sie ihn nach Paris geschickt, damit er seine Stelle rette, ohne ihm gesagt zu haben, daß sie sich dem Tode nahe fühle. „Ach, ich wußte es wohl, daß es zu Ende ging, daß wir uns nicht wiedersehen würden; aber ich mußte Dich fortlassen, um Deinetwillen, um unserer Kinder willen mußtest Du den Minister gleich sehen — — Ach! traurige, gezählte Tage, die wir nicht zusammen verleben konnten. — Und sich sagen zu müssen, daß ich einen Gemahl und zwei Kinder habe, und doch allein sterben werde! — —“

Und nach dieser äußersten Klage nur noch Worte der Ergebung. Sie ward wieder die gleichmäßige, geduldige Seele, welche sie in ihren gesunden Tagen gewesen, sie sprach ihm Muth zu, gab ihm Rathschläge: Gewiß würde er wieder angestellt werden,

die Regierung würde nicht solch' einen Beamten wie ihn entbehren wollen. Aber was die Sterbende am meisten bekümmerte, das war die Haushaltung, die Erziehung der Kinder, alles das, was ein Mann, mit seinem Beruf beschäftigt, Anderen überlassen muß. Sylvanire sei verheirathet und würde nicht immer bleiben, und dann, so ergeben sie auch immer wäre, sei sie doch nur ein Dienstbote. Und langsam, zart, mit lange gesuchten Worten, die ihr gewiß schwer zu schreiben wurden, denn diese ganze Stelle keuchte von Fragmenten, Unterbrechungen, sprach sie zu ihm von der Möglichkeit einer neuen Heirath, später, eines Tages ... er sei noch so jung ... „Nur wähle gut und gieb unseren Kleinen eine Mutter, die ihnen wahrhaft Mutter ist ...“

Nie hatten diese letzten Mahnungen, die Lorie seit ihrem Tode oft wiedergelesen, einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, wie an diesem Abend, wo er in der Stille des eingeschlummerten Hauses auf ein ruhiges, ordnendes Hin- und Hergehen in der ersten

Etage lauschte. Ein Fenster wurde geschlossen, ein Vorhang knirschte an seiner Stange, und zwischen hellen Thränen, welche die Worte verschwemmten und verlängerten, las er immer wieder: „Nur wähle gut . . .“

Fünftes Capitel.

Palais Autheman.

Wer es vor zehn Jahren bei Lebzeiten der alten Mutter gesehen hat, würde Mühe haben, das Palais der berühmten Banquiers wieder zu erkennen. Es ist eines der ältesten und schönsten, das noch im Marais übrig geblieben ist und bildet die Ecke der Rue Pavée, mit seinen altmodischen Erkern und seinen hohen, mit kleinen gewundenen Verzierungen geschmückten Mauern, seinen ungleichen, mit Giebeln und Aufsätzen verzierten Fenstern und seinen über die steilen Dächer ragenden von Guirlanden umkränzten Mansarden. Zu jener Zeit hatte es wie alle diese in Geschäftshäuser umgewandelten fürstlichen Palais ein lebendiges, industrielles Aussehen, und unter der

breiten Einfahrt war ein fortwährendes Hin- und Herfahren von Lastwagen, welche durch den ungeheuern Hof rollten und den Verkehr zwischen dem Pariser Hause und den Schmelzöfen von Petit-Port besorgten. Im Hintergrunde, auf der breiten, steinernen Freitreppe, stand der Bruder der gnädigen Frau, der alte Becker, die Feder hinter dem Ohre, die Ankunft und die Absendung der in Bleikisten expedirten Goldbarren notirend — denn die Authemans waren zu dieser Zeit Goldverkäufer, und versahen alle Goldschmiede Frankreichs mit Rohmaterial — während in den weiten Salons des Erdgeschosses, deren Wände mythologische Gemälde bedeckten, die alte Frau an einem kanzelartigen Schreibbureau saß, im Mantel, im Hute und stets mit Handschuhen, die Stange mit ihrem Papagei neben sich und von ihrer Höhe die Schalter, die Waagen, beim Einkauf wie auch beim Verkauf überwachte, und mit ihrer harten, pfeifenden Stimme, welche den Klang des Goldes und die Streitigkeiten beim Abschluß des Handels übertönte,

einem Commis zurief: „Moses, mach' Deine Rechnung noch einmal, Du hast zehn Centigramm zu viel!"

Dies Alles aber ist seit dem Tode der Mutter sehr verändert, verschwunden sind die an beiden Seiten des großen Thores angebrachten schwarzen Marmortafeln, worauf mit Goldbuchstaben eingravirt stand: Haus Autheman, gegründet im Jahre 1804, Ein- und Verkauf von Goldbarren. Heute macht das Haus nur noch Bankgeschäfte, läßt die Barren prägen, und setzt das öffentliche Vermögen ohne Lastwagen und Bleikisten um. Nur noch das Coupé der Frau Johanna Autheman rollt über das Pflaster des Hofes, und an dem Morgen, an welchem Lina die Schwelle des Palais überschritt, um ihre Uebersetzungen abzuliefern, war sie erstaunt über die majestätische Stille dieser alten Mauern.

Der Portier trug den langen Rock, die weiße Halsbinde eines Kirchenhüters. Als sie links von der Einfahrt die sehr alte steinerne Treppe mit ihren Winkeln und Kirchenfenster-Reflexen, die durch die

unregelmäßige Bauart hervorgebracht waren, hinaufging, weckte die electrische Klingel, welche sie ankündigte und zweimal ertönte, so vielerlei Widerhall in dieser Einsamkeit und Leere, eine solch' andachtsvolle Feierlichkeit, daß das Herz ihr in unbeschreiblicher Aufregung schlug.

Anna de Beuil, welche sie barsch mit rauher Stimme empfing, ihr kleines Auge unter den buschigen Brauen versteckt, kündigte ihr an, daß die Präsidentin sogleich erscheinen würde.

„Haben Sie die Gebete? Geben Sie — —“

Und sie verschwand durch eine hohe Flügelthüre, deren Malereien mit einer düsteren Farbe, die besser zu den Möbeln und Tapeten des Sprechzimmers paßte, überzogen worden waren. Eline wartete, auf einer Holzbank sitzend, einer Kirchenbank, wie deren viele rings um den Saal gestellt oder ganz hinten vor einem in Sarsche eingehüllten Harmonium aufgeschichtet waren; doch die farbigen Fenster gaben ein so unbestimmtes Licht, daß das junge Mädchen an diesem

merkwürdigen Ort nichts recht unterscheiden konnte, ebensowenig wie sie das zu lesen vermochte, was auf dem alten Täfelwerk geschrieben stand, wo ehemals Guirlanden von Rosen streuenden Amoretten, von Floren und Pomonen mit ihren frischen Attributen herumflatterten.

Aus dem Nebenzimmer drangen Klagen, Schluchzen, das Murmeln einer zürnenden Stimme. Indem sie sich bis an das Ende der Bank entfernte, um diesen unheimlichen Lärm, welcher sie beunruhigte, nicht mehr zu hören, erweckte ihre Bewegung Jemanden in diesem Saale, wo sie sich allein glaubte, und eine Stimme kreischte ganz in ihrer Nähe: „Moses, Moses, mache Deine Rechnung noch einmal.“

Ein Lichtstreifen, von der Thüre kommend, welche sich in diesem Augenblick öffnete, zeigte ihr einen Papagei in einem großen Käfig, einen alten Papagei mit struppigen Federn und abgestumpftem Schnabel, wie bestimmt dazu, um jeden Glauben an die Langlebigkeit dieser Vögel noch zu vergrößern.

„Die Präsidentin erwartet Sie, Fräulein — —“,

sagte zu gleicher Zeit Anna de Beuil, welche das Sprechzimmer durchschritt, begleitet von einem hageren, blassen, verstörten Geschöpfe mit rothgeweinten Augen unter einem Reiseschleier, und plötzlich den Papagei ebenfalls bemerkend, welcher ihre Nähe fühlte und unruhig wurde, rief sie: „Ah, schmutziges Ketzerungeziefer — — — Da bist du noch!“

Dabei stürzte sie sich auf den Käfig, trug ihn fort, indem sie ihn vor Wuth schüttelte und Wasser und die Futterkörner ausschüttete; auch den kleinen Spiegel zerbrach sie, während das arme Thier, mit seiner gebrochenen Stimme und seinem Eigensinn einer alten Frau: „Moses . . . Moses . . .“ kreischte, so laut es nur konnte, und ihm seine Rechnung noch einmal zu machen befahl.

Eline trat bei Frau Autheman ein, die sie an ihrem Schreibtische fand, in einem großen geschäftsmännisch eingerichteten Zimmer, und ihre schmale, gewölbte Stirne unter den glatten, schwarzen Haaren, die feine Nase, der eingekniffene Mund, fielen ihr zuerst auf.

„Setzen Sie sich, mein Kind.“

Ihre Stimme hatte die Kälte ihres Teints, ihrer zur Neige gehenden Jugend, ihrer fünfunddreißig Jahre, die nicht ohne eine gewisse Koketterie, wie sie hübschen Frauen eigen, eingeschnürt waren in ein glattes Kleid, ähnlich dem nonnenartigen Costüm, das Anna de Beuil trug, nur aus feinerem Tuche, aber von derselben dunklen Farbe. Gerade aufgerichtet, wie ein englischer Geistlicher, schrieb sie langsam und regelmäßig, und nachdem der Brief beendet, siegelte sie ihn zu, klingelte und übergab dem Diener ein Päckchen Briefschaften, indem sie zu jedem Stück eine kurze diktatorische Bezeichnung fügte: „Für London — Genf — Zürich — Port-des-Heils —“ Man hätte glauben können, es sei die Stunde des Postabganges in einem großen Handelshaus. Dann, wie von einer inneren Anstrengung ermüdet, lehnte sie sich in ihren harten Schreibstuhl zurück, und die Hände über ihrem Brusttuche kreuzend, sah sie Eline mit einem zärtlichen Lächeln an, das in ihren Augen, anstatt einer

Flamme, etwas wie einen bläulichen Gletscherschein erglänzen ließ.

„Dieses wäre also das kleine Wunder!“ — — Und alsbald machte sie ihr große Complimente über die Uebersetzungen, welche sie soeben durchgesehen. Niemals wäre eine ihrer Abhandlungen so gut verstanden und mit so viel Intelligenz und Genauigkeit wiedergegeben worden. Sie hoffe wohl, daß Eline oft für sie arbeiten werde.

„Doch da fällt mir ein, daß ich Sie ja bezahlen muß.“ Sie ergriff die Feder, machte die Berechnung sehr schnell auf einer Ecke ihres Fließpapiers mit der Sicherheit eines Rechnungsbeamten. . . Sechshundert Gebete zu fünfzehn Centimes. — So viel für das Deutsche — so viel für das Englische. — Und sie händigte dem jungen Mädchen einen Check über die Summe ein, der unten an der Kasse zu erheben sei; dann, als sie sah, daß Eline aufstand, hieß sie dieselbe sich nochmals niedersetzen, um mit ihr von ihrer Mutter zu sprechen, die sie früher bei Frau von

Bourlon gekannt hatte, und von der armen Großmutter, die ihnen kürzlich so schnell und grausam entrissen worden. „Hat sie wenigstens,“ sagte sie, ihre hellen Augen spitz und scharf auf Eline richtend, — „hat sie wenigstens den Erlöser vor ihrem Tode kennen gelernt?“ — Lina wurde verwirrt und wußte nicht, was sie antworten sollte, sie war unfähig zu einer Lüge, selbst wenn die Präsidentin nicht so vertraut mit allen Einzelheiten ihres Lebens geschienen hätte.

Es ist wahr, daß Großmutter keine Andachtsübungen abhielt. Besonders im letzten Jahre, war es Gleichgiltigkeit, war es abergläubische Furcht, sprach sie nie über Religion und klammerte sich an die praktische Seite ihres Lebens, welches nahe daran war, ihr zu entschlüpfen. Dann dieses plötzliche, beinahe blitzartige Ende; der Pastor kam erst als Alles schon vorüber war und der letzte Schmuck, die weißen Tücher, über den kalten Körper gelegt waren. — Nein, man konnte nicht gerade sagen, daß Großmutter vor ihrem Tode den Erlöser kennen gelernt hätte.

„Ach! arme Seele, die nun der Ehre Gottes verlustig ist.“ — Mit veränderter Stimme und gefalteten Händen war Frau Authemann in einer rhetorischen Bewegung aufgestanden. — — —

„Wo bist Du jetzt, arme Seele? Wie Du nun leidest, wie Du denen fluchst, welche Dich ohne Hilfe gelassen . . .“ Sie fuhr fort in diesem prophetischen Tone, aber Eline, erst befangen, dann mit gepreßtem Herzen den Thränen nahe bei dem Gedanken, daß Großmutter leiden könnte und dieses durch ihrer Enkelin Schuld, hörte sie nicht mehr. Diese Eline Ebsen war bei aller äußeren Ruhe eine leicht erregbare Seele, in der die ganze Empfindsamkeit und aller Mysticismus einer Frau aus dem Norden ruhte. „Großmutter leidet . . .“ Aus seiner kindlichen Hülle heraustretend, zersprang ihr das Herz; sie brach in Schluchzen aus, welches sie fast erstickte und die weichen Aederchen und die abgerundeten Linien ihres Blondinengesichtes anschwellte.

„Nun, nun — — beruhigen Sie sich doch —“

Frau Authemann näherte sich ihr, und ergriff ihre Hand. Sie wisse durch Herrn Birk, daß Eline voll guter Gesinnungen sei und ihre Christenpflichten erfülle, wie die Welt es verlange, aber Gott verlange mehr, von ihr besonders, welche inmitten des Indifferentismus lebe. Sie müsse Glauben gewinnen für Diejenigen, welchen er fehle, einen großen, hohen und Schutz spendenden Glauben, der dem Baume gleiche, in welchem die Vögel des Himmels ihre Nester bauen. Und durch welches Mittel? Sie müsse die geistlichen Kreise aufsuchen, die Seelen, welche sich nur in Christo vereinigen.

„Besuchen Sie mich öfters, sei es hier, sei es im Port-des-Heils, ich werde glücklich sein, Sie aufzunehmen. — — Wir haben auch in Paris sehr gute Betvereine. — — — Nächstens wird eine meiner Arbeiterinnen," — sie betonte dies Wort, — „die, welche vorhin hier herausging, ein öffentliches Bekenntniß des Evangelium's ablegen ... Kommen Sie und hören Sie, ihr Ruf wird Ihren Eifer entflammen.

— Und jetzt gehen Sie, die Zeit drängt mich.“ Sie machte eine Geberde, um Eline zu verabschieden, vielleicht auch, um sie zu segnen. „Vor allen Dingen weinen Sie nicht mehr. . . . Ich werde Sie dem empfehlen, der da rettet und verzeiht. . .“ Sie sprach davon in einem zuversichtlichen Tone, wie von Jemand, der ihr nichts abschlagen könnte.

Eline ging ganz zerrüttet fort. In ihrer Verwirrung vergaß sie den Check einzukassiren und sie mußte wieder umkehren, bis zu der breiten Freitreppe, von wo drei hohe Glasthüren, halb mit grüner Leinwand verhüllt, sich öffneten. Hier befand sich das immer gleich aussehende Comptoir eines Bankhauses mit seinen kleinen Fenstern, seinen Schaltern und Gittern, mit Leuten, die kommen und gehen, mit seinen Geldrollen und kleinen Goldsäulen; aber hier, wie im ersten Stock, bemerkte man etwas Kaltes und Strenges, eine gewisse Zurückhaltung in dem Wesen der Beamten; auch hier bedeckte dieselbe dunkle Farbe die Allegorien der Decken und Wände, die Wolken-

malereien über den Thüren, welche den früheren Stolz des Palais Autheman bildeten.

Man wies sie an einen besonderen Schalter, geöffnet unter der Aufschrift: Port-des-Heils. In dem vergitterten Käfig, hinter dem Kassirer und über seine Schulter lesend, erhob ein Mann den Kopf, als Eline bescheiden ihren Check überreichte, er hatte ein trauriges, mageres Gesicht mit hohlen Augen und trug über der geschwollenen Wange eine schwarzseidene Binde, was seinem Profil einen so bitteren und schmerzlichen Ausdruck gab. Eline dachte: „Das ist Autheman. — Wie häßlich er ist.“

„Nicht wahr!“ schien das Lächeln des Banquiers, welcher sie traurig ansah, zu antworten.

Auf dem ganzen Weg, verfolgt von diesem herzbrechenden schiefen Lächeln in dem aussätzigen Gesichte, fragte sie sich, wie ein junges Mädchen es habe über sich gewinnen können, einen solchen Mann zu heirathen. Ob aus Güte, ob aus mitleidiger Liebe, die Frauen oft für die Mißgestalteten empfinden? Die

strenge Protestantin, die sie soeben gesehen, schien ihr aber sehr erhaben über dergleichen Schwächen, zu hoch auch für erniedrigende Geldfragen. Warum also? Aber um das Geheimniß dieser sonderbaren Natur, des wie ein Gotteshaus in der Woche verschlossenen Herzens, welches der Leere und dem Schweigen der verlassenen Andachtsorte preisgegeben, zu deuten, hätte man die Geschichte dieser Johanna Châtelus, der früheren Schülerin im Pensionat Bourlon, kennen müssen.

Sie war aus Lyon, die Tochter eines reichen Seidenhändlers, Châtelus und Treilhard, eines der angesehensten Häuser der Stadt, geboren in der Vorstadt Brotteaux, gegenüber der breiten Rhône, welche so lebhaft und heiter ist, wenn sie unter dem Läuten der Glocken und Zirpen der Grillen durch Arles oder Avignon fließt, hier aber von dem Lyoner Nebel, von dem schweren, oder vom Regen gestreiften Himmel die trübe Farbe ihres Wassers annimmt, ohne etwas von ihrer Heftigkeit zu verlieren, und so ist sie so recht das Spiegelbild dieses aufbrausenden und kalten Volks-

stammes, mit dem Charakter voll Willensstärke und melancholischer Verzückung. Johanna's Naturel war aus diesem Lande, und überdies noch unter besonderen Umständen entwickelt.

Da die Mutter jung gestorben war, und der Vater sich ganz seinem Geschäfte widmen mußte, war die Erziehung des Kindes einer alten Tante anvertraut, deren engherziger, übertriebener Protestantismus in kleinlichen Andachtsübungen aufging. Sie hatte keine andere Zerstreuung, als den Sonntagsbesuch der Kirche, oder im Winter, wenn es regnete, — und es regnet oft in Lyon, — einen Familien-Gottesdienst in dem großen Salon, den man nur zu diesen Zwecken öffnete, und wo auf den mit Ueberzügen bedeckten Möbeln der Vater, die Tante, die englische Erzieherin und die Dienstboten versammelt waren. Langsam näselte die Tante ihre Gebete und Andachten, indessen der Vater zuhörte, die Hand über den Augen, wie in göttlichen Betrachtungen versunken, in Wirklichkeit aber an die Börsenpreise seiner Seiden dachte, und Johanna, schon

damals sehr ernst, sich in düstern Gedanken über den Tod, die Buße und die Erbsünde vertiefte, die Augen nur von ihrem christlichen Andachtsbuche erhebend, um hinter den triefenden Scheiben die heftig erregte gelbliche Rhône zu sehen, wogend und trübe wie die See nach einem Gewitter.

Diese Erziehung erschwerte dem Kinde außerordentlich sein Wachsthum. Johanna wurde leidend, nervös, und man verordnete ihr Reisen in's Gebirge, einen Aufenthalt im Engadin, in Montreux, in der Umgegend von Genf, oder in einem jener grünen Curorte, deren eingeschlossene Traurigkeit sich in dem abgrundartigen Schwarz des Vierwaldstätter See's abspiegelt. Als sie achtzehn Jahre alt war, brachte man sie für die Sommersaison nach Grindelwald in den Berner Alpen, einem kleinen Führerdörfchen auf einem Plateau am Fuße des Wetterhorns, des Silberhorns, der Jungfrau, deren blendende Kuppe zwischen einer Menge schneeiger Spitzen und Gletscher sichtbar wird.

Man macht Ausflüge dorthin, um zu frühstücken, einen Führer oder Pferde zu miethen, und den ganzen Tag ist auf dem einzigen steilen Gäßchen ein Lärmen und Drängen: Touristen kommen und gehen, den Alpenstock in der Hand, oder bilden lange Karavanen, welche im langsamen, taktmäßigen Schritte der Träger und Lastthiere dahinschreiten und bei den Biegungen des Fußpfades verschwinden, so daß nur noch die blauen, flatternden Schleier zwischen den Hecken zu sehen sind. Die Tante Châtelus entdeckte aber dennoch ein verfügbares Schweizerhäuschen im Hintergrunde eines Hotelgartens, abseits von dem Zuge der Bergsteiger, in reizender Lage, einer Tannenwaldung gegenüber, deren frischer Duft sich mit dem harzigen Geruch der Zimmer vermengte, am Fuße ewigen Schnees, in dem sich zu gewissen Stunden ein Regenbogen in köstlichen, entzückenden blauen und röthlichen Farben abspiegelte.

Kein anderes Geräusch hörte man, als das entfernte Brausen eines Bergstromes über die Steine,

das Sprudeln seines Gischtes, die aus fünf Noten bestehende Cantilene des Alpenhorns, welche das Echo zwischen Wäldern und Bergen weckte, oder das dumpfe Rollen einer Lawine zugleich mit dem Donner einer Kanone, die man in einer Grotte auf dem Wege nach dem kleinen Gletscher, abfeuerte. Manchmal in der Nacht blies der Sturm vom Norden her, und am Morgen bedeckte manchmal bei blendend klarem Himmel ein leichter, weißer Schnee, weiß wie Spitzen, wie gestickt und durchsichtig, die steilen Abhänge, die Tannen und die Matten, um in der Mittagssonne zu einer Menge kleiner, quecksilberner Rinnen zu schmelzen, die von den Höhen herunter kommen und sich zwischen den Kräutern und Steinen verlieren, oder langsam abstürzende kleine Wasserfälle bildeten.

Doch diese Wunder der Alpennatur gingen für Johanna und ihre Tante verloren, welche ihre Nachmittage in den Parterreräumen des Häuschens zubrachten, in Gesellschaft von alten englischen und Genfer Pietisten, um mit ihnen Andachts-Meetings zu

organisiren. Die Vorhänge wurden zugezogen, die Kerzen angezündet, und dann sang man geistliche Lieder, oder las Predigten vor, worauf eine jede von diesen Damen einen Bibeltext erläuterte, so spitzfindig, wie ein Prediger von Beruf. Die Pastoren fehlten zwar auch nicht im Hotel „zur Jungfrau“, ebenso wenig die Studenten der Theologie aus Lausanne und Genf; aber diese Herren waren beinahe alle Mitglieder des Alpenclubs und beschäftigten sich fast nur mit Bergbesteigungen. Man sah sie in aller Frühe auf dem steilen Wege defiliren, mit Piken, Stricken und Führern, und des Abends ruhten sie aus, indem sie Schach spielten und Zeitungen lasen, die Jüngsten tanzten sogar zum Clavier oder sangen heitere Lieder.

„Und dies sind unsere Priester“, sagten die alten, entrüsteten Betschwestern, ihre schaalen Köpfe sammt den Schleifen ihrer steifen Hauben schüttelnd. Ach! Wenn man sie beauftragen würde, das Evangelium zu verbreiten, würden sie einen andern Eifer zeigen, einen mittheilenden Glauben, um die ganze Welt zu

entzünden. Dieser Wahn von dem Apostelamt des Weibes kehrte in allen ihren Discussionen wieder. Und warum sollte es nicht weibliche Priester geben, wie es weibliche Baccalaureen, weibliche Aerzte, gab? In der That hätte man sie alle für alte Clergymans halten können, mit ihren erhitzten oder bleichen Farben, ihren glatten, schwarzen Kleidern, wo nichts von ihrem Geschlechte sichtbar wurde. Johanna Châtelus athmete diese sie umgebende mystische Luft ein, die sich in ihr durch das Feuer ihrer Jugend umgestaltete. Und es war nicht das wenigst Merkwürdige bei den Hotel-Meetings, die Auslegungen der Heiligen Schrift durch dieses achtzehnjährige Mädchen zu hören, erregt und hübsch, mit den schwarzen Haaren glatt auf der vorspringenden Stirne, mit den dünnen, Willenskraft und tiefes Nachdenken verrathenden Lippen. Die Reisenden wurden fromm, nur um sie zu hören, und das Dienstmädchen des Hauses, eine robuste Schweizerin mit einer großen Schmetterlingshaube von Tüll auf dem Kopfe, war so bewegt worden durch Johanna's

Predigten, daß sie ganz verwirrt davon geblieben war, und über ihre Sünden in die Morgen-Chocolade weinte, mit sich selbst sprach und prophetische Worte laut werden ließ, während sie die Zimmer auskehrte und die Corridore scheuerte.

Man erzählte noch andere Beispiele von Johanna's frommem Einflusse. Ein Führer aus dem Dorfe, Christian Inebnit, war nach einem schrecklichen Sturze aus einer Felsen-Spalte gezogen und lag seit zehn Tagen unter fürchterlichen Qualen im Sterben, seine Hütte mit Heulen und Gotteslästerungen erfüllend, trotz aller Besuche und Ermahnungen des Pastors. Johanna besuchte ihn, setzte sich auf den Schemel an das Kopfende seines Bettes, und sanft, mit Geduld, versöhnte sie diesen Unglücklichen mit seinem Erlöser, der ihn im Tode einschlafen ließ, so ruhig, so bewußtlos wie sein Murmelthier das — unter dem kleinen Dache von Zweigen — von seinem sechsmonatlichen Winterschlaf befallen worden war.

Diese Erfolge exaltirten die junge Lyonerin

immer mehr. Sie glaubte sich für die evangelische Mission auserlesen, schrieb Abends in ihrem Zimmer Gebete und religiöse Betrachtungen und befleißigte sich auch, ihrer äußeren Erscheinung immer mehr und mehr den Ausdruck der Frömmigkeit zu verleihen, stets wie im Meeting biblische Texte citirend. — „Eine Frau hat die Welt zu Grunde gerichtet, eine Frau wird sie retten.“ Diese ehrgeizige Devise, welche sie später auf ihr Briefpapier drucken ließ, und sogar in dem Innern ihrer Armbänder und Ringe anbrachte, wo andere Frauen zarte Andenken, ein Liebeszeichen verewigen, — diese Devise bildete sich schon damals allmälig in ihrem jungen Kopfe, und das Werk der evangelistischen Damen bewegte sich bereits dort im Keime, entfernt, ungewiß, verloren unter tausend verworrenen Projecten ihres Zwischenalters, als ein Zufall ihr Leben bestimmte. Unter den Damen des Meetings hätschelte sie ganz besonders eine Genferin, Mutter eines Studenten der Theologie, ein fester, großer Bursche, welcher sich zu den fremden Missionen ent-

schlossen hatte, und bis er fortging, die Bassoutos zu evangelisiren, sich dazu vorbereitete, indem er die steilen Berge erkletterte, zu Pferde stieg, den schweizer Champagner in Massen trank und mit vollem Halse jodelte, wie ein Viehhirt des Oberlandes. Die Genferin sah in Fräulein Châtelus, welche ihr als sehr reich bekannt war, eine prächtige Parthie für ihren Sohn und bereitete sehr geschickt die Heirath vor, indem sie den Heroismus des jungen Missionärs pries, der bereit zur Abreise und zur Verbannung war für Jesus.

Welche Freude, wenn ihr armes Kind, bevor es seine Heimath verließ, eine wirklich christliche Gattin finden könnte, welche darin einwilligte, ihm in seiner evangelischen Mission zu helfen, ihm zu folgen, ihn im Nothfall zu ersetzen! Welch erhabenes Frauenleben, welche schöne Gelegenheit zum Apostelthum!

Nachdem sie diesen Gedanken einmal in Johanna's Kopfe festgesetzt hatte, verfolgte er dort von selbst seinen Weg, sowie die Kornähren, welche die Kinder

in ihre Aermel stecken, bei jeder Armbewegung höher hinaufklettern.

Der Zufall kam der mütterlichen Schlauheit zu Hilfe, die jungen Leute gefielen einander; und wie wenig auch Fräulein Châtelus der Welt angehörte, so ist es doch wahrscheinlich, daß die elegante Figur des jungen Theologen, sein energisches braunes Gesicht unter der kleinen weißen Mütze der Genfer Studenten auf sie einen günstigen Eindruck machten. Nach und nach gewöhnte sie sich daran, an ihn zu denken, gesellte ihn zu ihren Zukunftsplänen und beunruhigte sich sogar über seine häufigen und gefahrvollen Bergbesteigungen, und wenn er Abends nicht zurückgekehrt war, blieb sie bis spät an ihrem Fenster stehen, um nach dem Lichte in unzugänglichen Höhen zu spähen, der kleinen Lampe in einem jener Zufluchtsorte, welche der Alpen-Club auf allen Bergspitzen erbaut hat, und wo die Touristen Feuer und ein Bett aus harten Brettern finden.

Das kalte, junge Mädchen dachte mit Weichheit:

„Er ist dort! — — es ist ihm nichts zugestoßen —“ und sie schlief ganz glücklich ein, etwas erstaunt darüber, daß sie, das mutterlose Kind, ohne Zärtlichkeit, dessen Gefühle bis jetzt sich darauf beschränkten, Gott zu lieben und die Sünde zu hassen, — ihr Herz anders bewegt fand, als in Jesu.

Die religiöse Leidenschaft hatte aber auch einen großen Antheil an dieser Liebe. Was sie mit einander sprachen, als sie sich verlobten, ohne Zeugen, am Rande des „Eismeeres“, angesichts seiner bis zum Horizonte wallenden, erstarrenden Wellen, was sie mit einander sprachen, würde auch in einem Gotteshause nicht übel angebracht worden sein: Betheuerungen und Versprechungen, kalt wie der winterliche Hauch, der in jenen ersten Septembertagen mit einem Vorgeschmack nach Schnee, und rauh einzuathmen, über die Höhen blies. Sie schworen einander anzugehören, sich der Verbreitung des Evangeliums, des Ruhmes und des Wortes Gottes zu widmen, während die Steine des Gletschergerölles sich lockerten

und unter ihren Füßen fortrollten und das Krystallblau des Gletschers mit ihrem grauen Staub verdunkelten. Er wolle noch ein Jahr studiren, ehe er Pastor werde; sie würde während dieser Zeit daran arbeiten, sich für die heilige Mission zu wappnen. Jede Woche wollten sie sich schreiben. Und als dieses verabredet und versprochen war, blieben sie Hand in Hand fest an einander geschmiegt, ohne ein Wort zu sprechen. Der Genfer, kaltblütiger wie seine Gefährtin, schlug seinen Kragen in die Höhe, weil er vor Frost zitterte, sie hingegen brannte von einem wahren Proselytenfieber, die Wangen mit demselben feurigen Rosa matt gefärbt, welches die kaum untergegangene Sonne noch auf die mächtigen und mit Rauchreif bedeckten Spitzen der Jungfrau warf.

So schrieb man sich also ein ganzes Jahr hindurch, vermengte Liebe und Theologie: der Briefwechsel zwischen Heloise und ihrem Lehrer, vom Protestantismus verbessert und abgekühlt; und da sich Johanna alles Ernstes der Mission widmen wollte,

begab sie sich nach Paris, um dort Englisch und Geographie zu lernen, und zwar bei Frau von Bourlon, wo sie die wenigen Monate, welche sie noch von ihrer Heirath trennten, zubringen wollte. Wie seltsam auch Johanna Châtelus allen diesen reichen und koketten Pariserinnen vorkam, imponirte sie ihnen doch durch ihren Glaubenseifer, ihre sybillinischen Manieren, durch die legendenhafte Geschichte ihrer Verlobung und ihrer baldigen Abreise zu den Missionen. Sie führte übrigens ein Leben für sich, da sie außer den Klassenstunden das Privilegium eines kleinen Zimmers ganz am Ende des Schlafsaales genoß, wo zwei oder drei ihrer Freundinnen, erwachsene Mädchen, den Abend mit ihr zubrachten. Dort, wie unter den Platanen des Erholungsgartens, verbreitete Johanna die „gute Nachricht", probirte die magnetische Macht ihrer Rede und ihrer Blicke, ihre unbezähmbare Willenskraft im Proselytenmachen, und sie bildete wahre Katechumenen, unter Anderen Deborah Becker, eine schlanke Jüdin mit kupferfarbigem Haar, die Nichte der Wittwe

Autheman.. Auf ihrem milchfarbigen Teint, wie er den Rothhaarigen eigen ist, hatte diese sonst hübsche Deborah auch einige Tüpfelchen des in der Familie der Goldhändler erblichen Uebels. Bei jedem Wechsel der Jahreszeit waren ihr Gesicht, ihr Hals, ihre Arme von blutigen Flechten geritzt, als wäre sie durch ein Dornengesträuch gegangen, und sie war dann stets gezwungen, einige Tage, mit Stärkemehl und Salben bedeckt, in dem Krankenzimmer zu bleiben. Die anderen Pensionärinnen, neidisch auf den großen Reichthum Deborah's, sagten:

„Das ist das Gold der Autheman's, das sie ausschwitzt!“ Aber Johanna sah und zeigte ihr darin eine Strafe der Vorsehung, den Zorn des Himmels, auf einer Rasse lastend, welche sich halsstarrig vor der Erkenntniß Gottes weigerte, und sie peinigte die schwache Seele mit Predigten, mit theologischen Streitfragen, verfolgte sie damit bis in den schattigen Park von Petit-Port, wo die Wittwe Autheman wohnte und wohin Deborah, deren Freundin, sie oft mitnahm.

Die Tochter Israels fühlte sich erschüttert, war bereit, ihren Glauben abzuschwören, ihren Vater, ihre Familie zu verlassen, um Johanna zu folgen, um mit ihr und ihrem Manne unter Zelten zu leben, wie Paulus in der Wüste; so sehr verstand es schon die Evangelistin, die Seelen von ihren natürlichen Neigungen zu trennen und sie dem Heiland zu opfern, noch schmerzhaft zuckend und wund von den gelösten Banden!

Mittlerweile wurde jedoch Lyon von einer Handelskrise betroffen, welche das Haus Châtelus und Theilhard vollständig ruinirte und auch die Heirathspläne des jungen Theologen wesentlich umänderte. Man beobachtete zwar die höflichsten Formen bei dem Bruche, der unter dem Vorwande stattfand, daß die Gesundheit des künftigen Missionairs die großen projectirten Reisen wahrscheinlich nicht ertragen würde, und auch da er recht wohl begriffe, daß die Tugenden und die hohe apostolische Begabung des Fräulein Châtelus sich in der bescheidenen Pfarrei im Canton

Appenzell, mit der er sich nun begnügen müsse, nicht genug zur Geltung kommen könnten.

Johanna, ohne zu klagen, ließ sich nicht merken, welch harter Schlag für sie dieser niedrige und demüthigende Bruch war. Während der zwei Monate, die sie noch bei Frau von Bourlon blieb, erfuhr außer Deborah Niemand etwas von diesem plötzlichen Wechsel ihres Schicksals. Sie fuhr fort die Bibel auszulegen, im Garten die größeren Mädchen mit erbaulichen Reden zu unterhalten, aber unter ihrer ruhig heiteren Außenseite fortan einen tiefen Ekel verbergend, eine Menschen- und Lebensverachtung und den in dieser grollenden Seele durch ihre erste und einzige Liebesenttäuschung geöffneten Abgrund. Nur der Kopf überlebte das Unglück und der mystische Heerd, der unter dieser Stirne einer Erleuchteten brannte. Ihr Religionseifer wuchs noch, aber wurde unbarmherzig, scheu, und suchte die verzweiflungsvollsten Bibelstellen und die Formeln des Fluches und der Züchtigung. Und immer diesen Wahn, zu evangeli-

siren, die Welt zu retten, zugleich mit einem heimlichen Zorn gegen die Ohnmacht, in welche sie der Mangel an Geld versetzt hatte. Wie sollte sie jetzt allein abreisen und die Ungläubigen aufsuchen? Da kam sie auf den Gedanken, bei den Diaconissinnen in der Rue de Reuilly einzutreten; aber sie kannte den Geist und die Gesetze dieses Hauses und wußte, daß diese halbweltlichen Nonnen sich hauptsächlich damit beschäftigten, Kranke und Leidende zu besuchen und zu pflegen. Die Sorge um das armselige menschliche Elend ekelten sie an, und das Mitleid schien ihr religionswidrig zu sein, da ja die seelischen und körperlichen Plagen eben so viele gesegnete Prüfungen sind, die uns Gott nähern sollen. Was also thun?

Eines Donnerstags rief man sie nach dem Sprechzimmer, wo sie die alte Frau Autheman in ihrer unvermeidlichen weißen Capuze und ihren hellen Handschuhen fand, dieselbe war von dem Bruch mit dem Missionär unterrichtet, und kam nun, um Johanna zu bitten, sie möge ihren Sohn heirathen. Die Lyonerin

verlangte eine Woche zur reiflichen Ueberlegung. Sie hatte ihn oft in Petit-Port gesehen, diesen großen, schweigsamen, durch das Gebrechen seines Gesichtes verfinsterten Burschen, der sich bei Tische sein schreckliches Uebel durch die schwarze Binde zu verbergen bemühte, und wie es bei verschleierten oder masquirten Gesichtern vorkömmt, in seinen Augen eine Schärfe, ein außergewöhnliches Feuer concentrirte. Sie dachte daran, in der Erinnerung, ohne Abscheu. Jetzt glichen ja alle Männer einander und hatten den gleichen Werth für sie. Häßlich waren sie alle, entweder im Innern oder nur äußerlich sichtbar. Aber das Vermögen lockte sie, dieses enorme Vermögen, das sie im Dienste der Frömmigkeit verwenden könnte. Sie hätte sofort eingewilligt, wäre nicht das Bedenken, einen Juden, einen Verdammten, zu heirathen, gewesen. Doch eine Stunde Unterhaltung mit dem auf's äußerste verliebten Autheman beseitigte ihre Scrupel. Die Trauung fand nicht in der Synagoge, sondern in der protestantischen Kirche statt, trotz des Geschreies von

ganz Israel. Kaum verheirathet, fing Johanna ihr Werk der Evangelisation mitten in Paris an, als wäre sie bei den Kaffern, unterstützt von allen Hilfsmitteln eines unermeßlichen Vermögens, denn die Kasse der Autheman's stand ihr offen, und die hohen Schornsteine in Petit-Port rauchten Tag und Nacht, das Gold schmolz in den Schmelztiegeln, die Lastwagen rollten schwer beladen mit Barren, werthvoll genug, um alle Seelen der Welt zu erkaufen. Sie veranstaltete fromme Zusammenkünfte in ihrem Salon in der Rue Pavée, und predigte, zuerst in kleineren Kreisen, wenn dann die Wittwe Autheman des Abends in ihre Wohnung hinauf ging, hörte sie geistliche Lieder mit Harmonium-Begleitung, ebenso wie sie sich auf der Treppe mit sonderbaren und ausgehungerten Gesichtern und Visionairen kreuzte, mit abgeschabten Röcken oder Waterproofs voll Straßenschmutz, kurz mit der traurigen und treuen Heerde der armseligen Katechumenen. Sie wunderte sich wohl ein wenig über das klösterliche Leben und die Weltentsagung bei

einer so jungen und hübschen Frau, aber ihr Sohn war glücklich, und vielleicht sah sie sogar in diesem Mummenschanz eine Sicherheit für den armen Kranken, und weit entfernt ihre Schwiegertochter zurückzuhalten, erleichterte sie ihr im Gegentheil ihre Missionswerke. Ach, wenn sie gewußt hätte, daß einer der ersten und wärmsten Bekehrten der Gatte Johanna's selbst war, und daß er nur auf den Tod seiner Mutter wartete, um sich „aufnehmen" zu lassen und seinen Glauben öffentlich abzuschwören!

Diese „Aufnahme" des Israeliten Autheman im Tempel des Oratoriums gehörte zu den merkwürdigsten Ereignissen gegen Ende des Kaiserreichs. Von da an sah man jeden Sonntag auf der Bank der Aeltesten und der Diakonen, der Kanzel gegenüber, das Gesicht des bekannten Goldhändlers, schmal wie ein Messerrücken, die Wange entstellt und verbunden; und durch seine Bekehrung hatte Johanna einen wirklichen Einfluß gewonnen. Sie wurde die „Madame Guyon" des Protestantismus, rechtschaffen in ihrem Leben, stand-

haft in ihren Werken, geachtet sogar von denen, die ihre Exaltation für Wahnsinn erklärt hatten. Um das Evangelium an allen vier Enden von Paris zu verbreiten, miethete sie in den bevölkerten Stadtvierteln große Säle, wo sie an gewissen Tagen der Woche predigte, anfangs nur mit einer alten Jungfer als Apostel, die früher Krankenpflegerin und Wäsche-Aufseherin bei Frau von Bourlon gewesen; als wüthende Calvinistin, aus einer adligen Familie der Charente stammend, welche durch die Verfolgungen heruntergekommen und zu ihrer bäuerlichen Abstammung zurückgekehrt, war die Religion dieser Anna de Beuil noch der scheue und verfolgte Fanatismus aus der Zeit der Reformationskriege. Davon hatte sie noch das lauernde, mißtrauische Auge behalten, die stets zum Märtyrertod wie zur Schlacht bereite Seele, die Verachtung des Todes und der Nichtigkeiten der Welt; dabei war sie grober Natur und sprach den Dialekt ihrer Provinz, ging an den Tagen, wo eine Predigt stattfand, in die Werkstätten, die Waschhäuser, drang

sogar bis in die Kasernen ein, streute Geld aus, wenn es nöthig schien, um Zuhörer für das Evangelium heranzuziehen.

Zu gleicher Zeit bekam das Palais in der Rue Pavée ein anderes Aussehen. Johanna ließ das Bankgeschäft bestehen, schaffte aber den Goldhandel ab, der ihr zu sehr nach Juden roch. Onkel Becker legte sein Geschäft anderswo hin; und die Schmelzöfen von Petit-Port oder vielmehr Port-des-Heils wurden niedergerissen und an ihrer Stelle eine evangelische Kirche und Schule errichtet. Von dem früheren Hause der Autheman's blieb bald nur der alte Papagei der Mutter übrig, auf den der Banquier große Stücke hielt, den aber Anna de Beuil haßte, herumstieß, von Zimmer zu Zimmer jagte, gleichsam, wie den letzten Rest eines verdammten Volkes, an welches das Thier mit seiner hölzernen Stimme und der hebräischen Krümmung seiner Nase wirklich ein wenig erinnerte.

Sechstes Kapitel.

Die Schleuse.

„Romain! — — Da ist Romain!“ — —

Dieser Freudenschrei der kleinen Fanny, in dem Augenblick, wo der Zug in dem Bahnhof von Ablon hielt, ließ eine Reihe erhitzter, lärmender Köpfe an den Wagenfenstern erscheinen, Köpfe von Parisern, welche der Stadt entflohen waren und ihre erste diesjährige Landparthie in der frischen Luft und bei der heiteren Sonne eines schönen Ostermontags unternahmen; und das komische Aussehen des kleinen Mannes, sein bis an die Ohren reichendes, der allgemeinen guten Laune entsprechendes Maulaffenlächeln, erweckte von einem Ende des Zuges bis zum andern denselben widerhallenden Ruf, nach allen Tonarten

modulirt: „Da ist Romain! — Guten Tag, Romain! — He, Romain, he!" — ein Ruf, welcher dem Schleusenmeister, der mit flammendem Gesichte auf dem Perron des Bahnhofes stand, für eine Minute den betäubenden Rausch der Popularität zu kosten gab.

„Du guter Gott, was haben sie denn mit Dir, mein armer Mann?" fragte die erschrockene Sylvanire, welche zuerst, mit der kleinen Fanny im Arme, aus dem Waggon sprang.

„Die Leute sind zufrieden, sind lustig — — aber, cré cochon! — — Ich bin doch noch lustiger als sie."

Und sich bis zu den hochrothen Wangen seiner Gattin emporhissend, ließ er einen derben Kuß erschallen, welcher das Lachen an den Wagenfenstern noch verdoppelte. Dann stürzte er vor, um der Frau Ebsen und ihrer Tochter die Hand zu reichen, aber Lorie, welcher sich gleichfalls im Waggon befand, kam ihm zuvor und half den Damen beim Aussteigen mit derselben demüthigen ehrfurchtsvollen Geberde, mit

welcher er einst die Kaiserin Eugenie empfangen hatte, als sie auf dem Quai von Cherchell ankam.

„Und Maurice?“ fragte Fanny, die ihren Bruder an der Seite Romain's suchte.

„Herr Maurice ist an der Schleuse, Fräulein. Ich habe ihn mit Baraquin dort gelassen, damit er bei dem Dienste helfe. — Hier ist der Ausgang meine Herrschaften!“

Mit den Mänteln und den Regenschirmen Aller beladen, eilte der Schleusenmeister mit kleinen munteren und engen Schritten, denen man die verhaltene Lust zu laufen und zu springen anmerkte, nach dem Ausgange, indeß der abfahrende Zug seinen Rauch ausblies und mit seinen tausend Gassenbubenstimmen rief:

„Romain! — He, Romain!“

Sylvanire war bei dem verdummten und kläglichen Aussehen des Borda-Zöglings, der mit seiner Nase stets über die Bücher gebeugt saß, auf den Gedanken gekommen, ihn auf das Land zu schicken,

damit er sich in der guten Luft zerstreue; und Lorie hatte um so lieber eingewilligt, als er, mit seinem auf das nützliche des Lebens gerichteten Sinne, für den jungen Mann hier eine Gelegenheit sah, seine nautischen Studien nach der practischen Seite hin auszubilden. Maurice war schon seit drei Wochen bei der Schleuse, als man einen Ferientag benutzte, wo es weder Lectionen noch Dienst auf dem Ministerium gab, um die Partie gemeinschaftlich zu unternehmen. Welche Ehre für Romain, seinen früheren Präfecten und diese beiden feinen Damen zu empfangen, und welche Freude empfand er, Sylvanire in dieses eheliche Heim einzuführen, wo vielleicht bald — doch still! Dies war ein Geheimniß zwischen den Beiden.

Von Ablon nach Petit-Port sind es nicht viel mehr als drei Kilometer, welche ein Omnibus, der zu jedem Zuge kommt, durchfährt; aber um die Sache besser zu machen, hatte der Schleusenmeister seinen Dienstkahn genommen, eine breite, grüne Fähre, welche frisch angestrichen war, und in welche sich Alle setzten, das

kleine Mädchen hinten, zwischen Eline und Frau Ebsen, Lorie auf der Bank gegenüber, Sylvanire auf dem Vordertheile, das sie ganz ausfüllte mit ihrem Kleide von jener blauen bäurischen Farbe, die einer Livrée gleicht, und ihrer weißen, ganz eng getollten Haube. Romain, flink wie eine Ratte, sprang zuletzt hinein, stieß mit dem Fuße vom Ufer ab und ergriff die Ruder. Der Kahn war schwer beladen, die Seine ging hoch.

„Sie werden sich ermüden, mein braver — —"

„Haben Sie keine Sorge, Herr Lorie!"

Und der kleine Mann holte tüchtig aus, indem er lachte, der Sonne Gesichter schnitt, und seinen wolligen Kopf bis auf die Kniee seiner Frau überbeugte. Durch ein eigenthümliches Manöver gelangte er dann bis in die Mitte des Flußes, wo die Strömung noch viel stärker schien.

„Liegt denn Petit-Port am anderen Ufer, Romain?" — „Entschuldigen Sie, Herr Lorie — Aber es ist wegen der Kette — — —."

Man verstand erst, was er sagen wollte, als man ihn plötzlich seine Ruder fallen lassen und sich mit dem Ende seines Bootshakens an den letzten Kahn eines langen Bugsirzuges, welcher jeden Morgen um diese Stunde vorüberfuhr, anklammern sah. Es war dann eine köstliche Fahrt, weder ermüdend noch Schwankungen verursachend. Man hörte nur aus der Ferne das Schlagen der Schraube und das Knirschen der Kette, welche sich auf dem Deck des Remorqueurs mit jenem eintönigen und einschläfernden Geräusch abrollte, das sich mit den schaumigen Wellen bis an beide Ufer verbreitete. Das noch öde Land, die weißen Häuser zwischen frisch sprossendem Grün und bläulichem Flieder zogen an beiden Seiten vorbei, dazu der leise Lufthauch, verursacht durch die schnelle Fahrt unter dem klaren Himmel, welcher noch in der Jugend des Tages und der Jahreszeit überhaupt strahlte.

„Wie schön ist's hier“, sagte Fanny, die ihren Arm in den Elinen's gelegt hatte; und das kleine Kinderstimmchen sprach damit das Empfinden Aller

aus. Sie fühlten sich so wohl. Das erste Mal seit ihrem Unglücke hatte das junge Mädchen wieder gesunde Farben und fand auch das frische Lächeln einer halb geöffneten Blume wieder im Umgange mit der einlullenden und tröstenden Natur. Frau Ebsen genoß in stiller Freude diesen Tag der Ruhe, wie alle Leute, die lange gelebt und viel gelitten haben. Lorie betrachtete die kleinen blonden Härchen, welche um Elinen's Schläfen, um ihre Stirn und um ihren Hals flatterten, und bildete sich dabei ein, daß der Arm seines Kindes sein eigenes Herz dem Herzen des jungen Mädchens ein wenig näher brächte. Aber am glücklichsten war Romain, der vorne neben seiner Frau saß und ganz leise mit ihr sprach, indem er von Zeit zu Zeit einen schlauen Blick nach hinten gleiten ließ.

„Da ist Petit-Port!“ rief er nach einer Weile, auf ein Dorf mit niedrigen rothen Dächern zeigend, welche über die etwas flachen Abhänge hingestreut waren, auf die viereckigen Gemüse- und Blumengärten, welche, oberhalb Ablon, das linke Ufer der Seine

besäumen. — — „In einer Viertelstunde sind wir bei der Schleuse —.“

An dem hohen Strande hin breitete ein alterthümliches und herrschaftliches Schloß seine Dächer mit stattlichen Balustraden aus, die Reihen seiner grauen Fensterläden, seine dichten und gestutzten Hagebuchenhecken mit einem halbmond-förmigen Rasenstück, welches von großen mit Ketten verbundenen Prellsteinen umgeben war, vor dem Eingange. Dahinter erstreckte sich ein ungeheurer Park den Hügel hinan, ein Durcheinander der verschiedensten großen Bäume, in der Mitte von einer alten, verfallenen, mit Unkraut bedeckten steinernen Treppe durchschnitten, deren Doppelrampe in Form eines Bogens auslief. Und da das grüne Laub noch sehr durchsichtig war, so konnte man auch ganz oben die weißen Mauern und das schwere und neue Steinkreuz einer großen Familiengruft oder einer Capelle bemerken.

„Das ist das Schloß Autheman — —“, antwortete Romain auf die fragenden Blicke.

„Dies wäre also Port-des-Heils?“ fiel Eline lebhaft ein.

„Ganz richtig, Fräulein — —, so nennen sie das Schloß in der Umgegend — —. Glauben Sie mir, es ist eine merkwürdige Bude — — und das Dorf erst! Ich glaube, man müßte weit im Departement Seine-et-Oise und sogar in ganz Frankreich herumsuchen, um einen ähnlichen Ort zu finden.

Ein unerklärliches Unbehagen erfaßte plötzlich das junge Mädchen und verdunkelte ihr die schöne Frühlingssonne, die reine, mit Veilchenduft gefüllte Atmosphäre, es war die Erinnerung an ihren Besuch in der Rue Pavée, an die Vorwürfe der Frau Autheman, über Großmutters unbußfertigen Tod. Sie konnte ihre Augen nicht abwenden von den langen Reihen verschlossener Fensterläden, von dem tiefen und geheimnißvollen Park, den das düst're Kreuz wie ein Grabzeichen überragte. Welcher Zufall hatte sie hierher geführt? War es auch ein Zufall, oder war es vielleicht ein höherer Wille, eine Mahnung Gottes?

Doch schon benahmen ihr bei der Fahrt des Kahnes eine Biegung des Flusses und eine Baumgruppe den Blick auf das Schloß, und die Gegend verlor dadurch den Charakter dieser verhängnißvollen Erscheinung; man sah jetzt bereits die Schleuse, welche den Fluß mit ihrem Silberschaume durchschnitt und deren dumpfes Grollen stärker wurde, je näher man den Schutzbrettern kam, welche sich bei dem Zeichen des Schleppschiffes langsam öffneten. Romain zeigte Sylvaniren ein kleines Häuschen am Leinpfad, welches wie ein Würfel aussah, dessen schwarze Punkte die Fenster und Thüren recht gut vorstellen konnten.

„Unser Haus!“ — flüsterte er leise mit feuchtem Blicke, indem er seinen Kahn vom Zuge losmachte und an's Land ruderte. Maurice, welcher mit dem Schleusenknechte auf dem Damme sehr beschäftigt war, sah sie von Weitem, er sprang herbei, indem er wie ein Karaibe schrie, und seine Mütze, deren Borten von der Sonne und dem Wasser den Glanz verloren hatten, in die Höhe schwenkte, er selbst war auch ver-

brannt, wie bronzirt, seine Nase roth und dick. „Ein wahrer Schiffer“, meinte Romain, „und hübsch gelenk bei der Arbeit.“

„Gelt, Maurice? — — der Borda!“ schrie der Vater freudestrahlend, ohne das klägliche Gesicht zu bemerken, das der arme Junge, so plötzlich an seinen Beruf gemahnt, machte. Glücklicherweise war man bei dem Schleusenhause angekommen, es war ein durch einige Stufen erhöhtes Parterre, des hohen Wasserganges wegen, und von einem Gemüsegarten mit grünen, gut gehaltenen Beeten umgeben. Im Innern befand sich ein großes Zimmer mit zwei eisernen Bettstellen für den Schleusenmeister und seinen Knecht; in einer Ecke war die hölzerne Scheibe, die Nadel, der ganze Telegraphen-Apparat, welcher die Schleusen der Linie unter einander verbindet. Daneben die Küche, funkelnd von Kochgeschirr, welches noch nie benutzt war.

„Sie begreifen,“ sagte Romain, „so lange ich Junggeselle bin — —“ und er erzählte, daß er bei Damour, im „Affameur“ speiste, einer Schiffer-

kneipe, nur zwei Schritte entfernt, berühmt durch ihre Gemüsesuppe und ihre gesottenen Schleien. Dort hatte er auch das Frühstück bestellt. Er öffnete dann der Küche gegenüber ein großes dunkles Zimmer mit verschlossenen Läden, wo er seine Gäste geheimnißvoll und stolz hineinführte; und als das Licht durch das geöffnete Fenster hereinfluthete, da brach Alles in Verwundrungsrufe über das schöne Mahagonibett aus, über den Teppich mit grellen Rosen, über die Kommode mit dem Spiegel darüber, in welchem sich eine Sammlung auf dem Jahrmarkte gewonnener Nippsachen abspiegelte, und über die gelbgeblümte Tapete, an welche illustrirte Geschäftsempfehlungen angesteckt waren. Dieses Zimmer, welch eine Ueberraschung! Es war das Zimmer Sylvaniren's, welches der Schleusenmeister von seinen Ersparnissen eingerichtet hatte, ohne seiner Frau etwas davon zu sagen. Es wäre sein Festgeschenk für die Zeit, wo — wo . . . .

„Schon gut," unterbrach Sylvanire, welche fürchtete, daß er zu viel sagen könne, und sie zog ihn mit fort,

während die Damen vor dem neuen Spiegel ihre Hüte, welche der Wind auf der Seine etwas mitgenommen hatte, wieder in Ordnung brachten. Die kleine Fanny aber, allein geblieben mit Eline und ihrer Mutter, sagte in geheimnißvollem Tone:

„Ich weiß wohl, warum Romain so zufrieden ist. ... Sie werden bald zusammenziehen ... sobald wir eine andere Mama haben werden.“

Eline erbebte.

„Eine andere Mama! ... wer hat Dir denn davon gesprochen?“

„Sylvanire, heute früh, als sie mich ankleidete, ... aber still! .... es ist ein tiefes Geheimniß.“

Sie lief heraus zu ihrem Bruder, der sie rief.

Die beiden Franen sahen sich an.

„Geheimnißkrämer —“ sagte lächelnd Frau Ebsen.

Eline aber war empört: „Welche Thorheit! sich in seinem Alter verheirathen zu wollen. —“ Und ihre Hand, welche die lange Jettnadel in ihren Haaren befestigte, zitterte vor Erregung.

„Aber Linette, Herr Lorie ist nicht alt. . . . Er ist ja kaum vierzig Jahre. . . . Er sieht nicht einmal darnach aus. . . . Und dann ist er so fein, so anständig.“

Erst vierzig Jahre! Eline hätte ihn für älter gehalten. Gewiß waren es sein ernstes Aussehen, seine feierlichen Manieren, welche ihn in ihren Augen bejahrter erscheinen ließen. Diese unerwartete Ankündigung seiner Wiederverheirathung beunruhigte sie auch nur der kleinen Fanny wegen, die sie wie ihr Kind zu behandeln gewöhnt war, und die ihr diese Frau gewiß wegnehmen würde. Aber welche Frau? Lorie hatte niemals davon gesprochen. Er ging doch nicht aus, sah Niemanden.

„Wir müssen ihn zum Sprechen bringen,“ meinte die Mutter. . . . „Wir haben den ganzen Tag dazu vor uns.“

Als sie zu den Anderen auf den Hafendamm traten, war Romain damit beschäftigt, Herrn Lorie das System der Schleusen zu erklären, zeigte die

Flügel, welche man mit Hilfe einer Hebestange aufhob und niederließ, die eisernen Klammern in den Steinen, die ihm dazu dienten, um in einem Taucheranzuge hinunterzusteigen unter das Wasser und die Sperrthüren zu repariren. Cré cochon . . . es wäre doch eine famose Erfindung, solche Schleusen! Früher mußten die armen Schiffer während drei Sommermonaten brach liegen; und diese verlorene Zeit, in der die Frauen und Kinder vor Hunger weinten, in der die Männer sich mit leerem Magen in der Kneipe betranken, nenne man in der Schiffersprache „l'Affameur“ („der Aushungernde“); daher der Name des nahen Wirthshauses. Jetzt ginge das Wasser das ganze Jahr hindurch und die Arbeit auch. —

Lorie folgte diesen Auseinandersetzungen mit der verständnißvollen und wichtigen Miene eines Unterpräfecten, welcher die Bauten seines Bezirkes inspicirt. Eline hörte nichts davon, sie dachte an die Kleine, welche gerade zur rechten Zeit in ihr Leben getreten war, um dessen Lücken auszufüllen, um diesen mütter-

lichen Instinct, welcher in ihr rege zu werden begann, zu befriedigen. Sie hatte ja alle Tugenden einer Mutter für Fanny: Die unermüdliche Geduld, die Unruhe, die putzende Sorgfalt, indem sie sich nicht nur um den Unterricht kümmerte, sondern auch um den Schnitt der kleinen Roben, um die Farbe des Hutes und des in das Haar geknüpften Bandes. Alles das war ganz allein ihre Sache, denn Sylvanire war vor ihrem guten Geschmack und ihrer Grazie zurückgetreten. Und jetzt . . .

Die Kette pfiff. Nach beendigter Mahlzeit eilten die Schiffer wieder an Bord, und der Remorqueur setzte sich, gefolgt von dem ganzen Schleppzuge, wieder langsam in Bewegung, sein weiß und schwarzer Schornstein keuchte und blies schwarze Flocken in die Höhe, und seine zinnoberrothen Langseiten berührten fast die beiden hohen Ufer des Dammes. Die Flügel der Schleuse schlossen sich wieder und drängten große Wassermassen zurück. Das Knirschen der Kette verlor sich allmälich in der Ferne, und der leise schaukelnde

Zug wurde immer kürzer, bis er gegen das letzte kleine Boot hin fast so schmal, wie der Schweif eines Drachen schien. Bevor man den Damm verließ, stellte der Schleusenmeister Herrn Baraquin vor, den er seinen Lehrling nannte, ein Name, der allerdings etwas zu jugendlich schien für das lohfarbige, zerrissene Gesicht, und die heimtückischen Falten des alten Schiffers aus dem Departement Seine-et-Oise, der überdies noch vom Rheumatismus gekrümmt war und schief wie eine Krabbe ging. Der Alte brummte einige Worte des Willkommens, welche aus einem Weinfasse zu kommen schienen; man hielt sich nicht lange bei ihm auf.

Romain, — und das war das Charaktistische für den früheren Matrosen, — trank nie einen Tropfen Wein oder Branntwein. Dennoch war er in seiner Jugend, wie er nicht ganz ohne Stolz sagte, „der größte Trunkenbold, der Flotte“ gewesen; eines Tages aber, in der Betrunkenheit, hatte er seinen Kapitän geschlagen, wäre beinahe vor das Kriegsgericht

gestellt und hätte dessen Folgen kennen gelernt, da schwur er sich, nicht mehr zu trinken und hielt sein Wort, trotz der Neckereien, der Wetten und der Verführungskünste seiner Kameraden. Jetzt wurde ihm übel schon bei dem bloßen Anblick eines Glases Weins, dagegen hatte er an Süßigkeiten, wie an Café mit Milch, an Kuchen, an Mandelmilch, an Syrup Geschmack gewonnen. Und er hatte freilich kein Glück gehabt gerade auf einen Gesellen zu stoßen, der beständig dem Weine zusprach.

„Aber was wollen Sie?“ sagte Romain, während er seine Gäste zum Frühstücke geleitete. — „Es ist nicht die Schuld des armen Alten, — — das Schloß ist schuld — — Seitdem sie ihn dort bekehrt haben, hat er immer mehr Geld, als er braucht.“

„— Bekehrt? — — Wie so? — —“

„— Nun ja — — Jedesmal, wenn er in die Kirche geht und das Abendmahl nimmt, giebt ihm die Dame von Petit-Port vierzig Francs und einen Rock — —, das ist es, was den Jungen verdirbt.“

Das Wirthshaus zum „Affameur“ ist weithin sichtbar, da es ein wenig oberhalb der Schleuse liegt und zwar auf einer Terrasse, deren Ecken gegitterte Lauben schmücken. Eine ganze Schaustellung von Spielen befindet sich dort unter freiem Himmel, wie: ein Schießstand, ein Ringspiel, ein Faßspiel, eine Schaukel in einer grünen Säulenlaube, an der Trapez und Strickleiter hängen. Bei ihrem Eintritt wurden die Gäste von dem angenehmen Geruch eines Fleischgerichtes empfangen, welches täglich für die Schiffer des Schleppzuges bereitet wurde, und sie fanden die Wirthin, Frau Damour, damit beschäftigt, für sie in einem kleinen reservirten Zimmer mit getünchten und sehr sauberen Wänden zu decken. Die Wirthin, welche ebenfalls sehr reinlich aussah und ein ernstes, beinahe hartes Gesicht hatte, wurde nur für Romain, „ihren lieben Kostgänger“, etwas freundlicher.

Und während sie hin- und herging, erzählte der Schleusenmeister ganz leise, daß früher Niemand heiterer gewesen wäre, wie diese Damour's; aber sie hätten

eine Tochter verloren, ein großes schönes Fräulein in dem Alter von Fräulein Eline. Aus Kummer hätte der Vater zu trinken angefangen und zwar derart, daß er jetzt in Vaucluse in der Irrenanstalt wäre; die Frau aber, nun allein zurückgeblieben, hätte jetzt keine Lust mehr zum Lachen. Cré cochon!

„Woran ist sie denn gestorben, die arme Kleine?“ fragte Frau Ebsen, während sie zitternd kein Auge von dem blühenden, neunzehnjährigen Antlitz ihrer Eline wandte.

„— Es scheint,“ sagte Romain noch geheimnißvoller, „es scheint, daß die Dame von Petit-Port ihr ein schlimmes Getränke gegeben hat . . .“ Und als er sah, daß das junge Mädchen eine Geberde der Empörung machte, fuhr er fort: „Ja, sehen Sie! — — Ich sage das, was die Mutter sagt. — So viel ist sicher, daß das Kind im Schlosse gestorben ist, und daß man im Lande noch davon spricht, obgleich Jahre seitdem verflossen sind.“

Die Wirthin brachte in einer vom Feuer ge-

bräunten Pfanne eine prachtvolle Schleie, welche Romain in den amtlich abgesteckten Grenzen — je zwei-hundert Meter stromaufwärts und stromabwärts von seiner Schleuse — gefangen hatte; und der angenehme Geruch dieses Gerichtes, die Erläuterungen des Schleusenmeisters dazu und der durch die Wasser-parthie geweckte Appetit, lenkten die Gedanken schnell von der unheimlichen Sage dieses Ortes ab, welche überdies bald durch den frischen Wind der Seine gewisser-maßen verdunstet wurde, der den Fluß vor der Terrasse in tausend kleine silberne Schuppen verwandelte, deren Bewegung und Helle wiederum tanzende Reflexe über die Gläser, die Flaschen und über das gelbe und grobe Tischtuch warf. Ein leichter Burgunderwein, ein Wein, den die Schiffer in den Uferschenken als Zahlung geben, erhöhte noch mehr die festliche Stimm-ung, welche schon durch das Lachen der Kinder und die tolle Freude Romain's, der für sich und Sylva-nire auf dem Fenstersims aufgedeckt hatte, angeregt war. Wie glücklich war er doch, der wackere kleine

Schleusenmeister, über dieses Frühstück in Gesellschaft seiner Frau, das erste Frühstück vielleicht seit zwei Jahren, seit ihrer Verheirathung; es war für ihn wie eine zweite Hochzeit. Aber dies hinderte ihn nicht, über den Schmaus zu wachen, vom Tische weg nach der Küche zu eilen, damit es seinen Gästen ja an nichts fehle, und der „liebe Kostgänger“ bestand sogar darauf, eigenhändig den Kaffee auf algerische Art zu bereiten, wie sein früherer Herr ihn liebte, mit dem ganzen Satz auf dem Boden der Tasse. Er stellte soeben triumphirend das Kaffeebrett auf einen länglichen Tisch, welcher zum Anrichten diente, als dieser Tisch plötzlich unter dem Linnen, welches ihn bedeckte, zu tönen anfing.

„Halt! . . . ein Clavier.“

Es war ein altes Spinet, welches einst bei einer Auktion in einem der alten Schlösser, deren es noch viele giebt auf diesem Seine-Ufer, erstanden worden war. Nachdem es Gavotten und Menuette mit Reifröcken geführt hatte, diente dieses aus der

Mode gekommene Instrument jetzt dazu, die Sonntags-Pariser in dem Saale einer Kneipe zu belustigen, indem es seine letzten Töne hergab für Lieder wie „Amanda's Geliebter", oder, „die Tochter des Packknechts". Aber unter den zarten Fingern Elinens, fand es einen Augenblick seinen schwächlichen Reiz, seine melancholische und kurz abgebrochene Stimme wieder, die gut zu dem vergilbten Elfenbein seiner Tasten paßte.

Als das junge Mädchen, welches seit ihrer Trauer nicht gespielt hatte, das Ritornell des alten Volksliedes: „O Dänemark, mit deinen Feldern und prächtigen Wiesen" — — anfing, hätte man glauben können, daß Großmutter selbst mit ihrer gebrochenen und zitternden Stimme die grünen Triften, die wogenden Kornfelder, kurz, die weite und lichtvolle Natur, auf den gegenüberliegenden Horizont heraufbeschwor. Dann spielte Eline etwas von Mozart, von diesem lebhaften Gezwitscher der Vögel, welche in ein enges Clavier eingesperrt schienen, worauf auch vom Ufer

her die in dem Schilfrohr hüpfenden Bachstelzen und Grasmücken antworteten. Nachdem die eine Sonate zu Ende war, spielte sie eine andere und noch eine, sich ganz und gar dem Zauber des alten Instrumentes hingebend, als sie sich aber plötzlich umwendete, bemerkte sie, daß sie mit Lorie allein sei. Romain und Sylvanire waren zum Ufer hinabgegangen, um mit der Kleinen zu spielen, und Frau Ebsen, um dort ungezwungen weinen zu können.

Er aber war geblieben, um ihr weiter zuzuhören, und fühlte sich bis in die Tiefe des Herzens bewegt, viel bewegter, als es eigentlich für einen Staatsbeamten schicklich war. Sie war so reizend, von der Musik neu belebt, ihre Augen glänzten, und die Finger flatterten so fein und zart wie Schmetterlinge auf den Tasten herum. Er hätte diesen köstlichen Augenblick festhalten, immer so in ihrem Anschauen versunken bleiben mögen — —

Plötzlich störte der Schrei eines Kindes, ein gellender Schrei des Entsetzens, der Bestürzung,

die umgebende Stille, die ruhig tönende Atmosphäre des Wassers — —

„Das ist Fanny!“ rief Eline aufspringend und ganz bleich zum Fenster stürzend. Aber man lachte jetzt schon, man lachte hell auf. Und als Lorie sich vorbeugte, entdeckte er die Ursache der ganzen Aufregung. Es war Romain in seinem Taucheranzuge, der sich anschickte unter die Schleuse ins Wasser zu steigen.

„Wie erschrocken ich bin! — —“

Eline, deren Farbe mit dem einen Augenblick unterbrochenen Athem wieder zurückkehrte, lehnte sich auf den kleinen Balkon, die Hand über die Augen, erröthend und von Licht umflossen.

„Wie lieb Sie das Kind haben, — —“ flüsterte Lorie. —

„Es ist wahr, ich liebe es, als wäre es mein eigen — — Und der Gedanke, daß ich Fanny bald verlassen soll, macht mir viel Kummer.“

Jetzt erschrak er, an die Heirathspläne denkend,

von welchen Frau Ebsen ihm schon gesprochen hatte, und schüchtern, als ob er sich vor der Antwort fürchtete, fragte er:

„Fanny verlassen? — — Und warum?“

Lina zögerte ein wenig, schaute immer vor sich hin in die Ferne: „Sie wollen ihr ja jetzt eine andere Mutter geben — —.“

„— Wer hat das gesagt? — — Ich habe niemals daran gedacht —.“

Aber, wie diesem klaren Blicke widerstehen? — Allerdings wäre es traurig, Niemanden zu haben, dem man des Tages Freuden und Leiden mittheilen könne. Ja so traurig — — eine Häuslichkeit ohne Weib, Sylvanire würde auch früher oder später fortgehen, und dann könne sie doch überdies den Kindern nicht die Mutter ersetzen. Er selbst, er müsse es trotz seiner organisatorischen Fähigkeiten gestehen, verstehe es doch nicht, einen Hausstand zu führen, während er der Mann dazu gewesen wäre, die ganze Provinz Algier zu verwalten.

Er sagte dies ungeziert, ein wenig verlegen, mit einem gutmüthigen, naiven Lächeln; und gewiß gefiel er Elinen so mehr, vom Wege gebracht und entwaffnet im Sturm des Lebens, als mit seiner erkünstelten Feierlichkeit aus den besseren Tagen.

„— Deshalb hatte ich daran gedacht, wieder zu heirathen, aber nur in meinem Innern, ohne jemals zu Jemandem davon zu sprechen — —. Und ich frage mich, wer Ihnen hat sagen können — —.“

Eline unterbrach ihn.

„Ist sie wenigstens gut, die, an welche Sie gedacht haben?“

Und Lorie antwortete vor Erregung zitternd: „Gut, hübsch — —, die Vollkommenheit selbst —.“

„— Wird sie Ihre Kinder lieben?“

„— Sie liebt sie schon — —.“

Sie hatte verstanden und war ganz bestürzt. Er ergriff ihre Hand und begann leise zu reden, ohne recht zu wissen, was er sagte; aber Eline hörte in ihrer Verwirrung doch das zitternde Stammeln und

die süße Musik der Liebe heraus. Und während sich die zärtlichen Betheuerungen, die Versprechungen für die Zukunft auf die Lippen ihres Freundes drängten, glaubte Eline, immer noch vor sich hin träumend und den Blick in die Ferne gerichtet, ihr eigenes Leben vor sich aufgerollt zu sehen, ein Leben, einheitlich und ruhig wie diese Seine-Landschaft mit ihren regelmäßig gezogenen Streifen und graden Furchen, wo das Korn kaum zu sprossen anfing, und wo Sonne und Schatten, je nach den Launen des Himmels, vorbeizogen. Vielleicht hatte sie etwas anderes geträumt, ein breiteres, bewegteres Feld erhofft. In der Jugend liebt man es, über Hindernisse hinwegzusetzen, man liebt die Rothkäppchen, gefahrvolle Waldungen, den wackelnden Thurm, zu dem der blaue Vogel hinauffliegt. Aber die Heirath, die man ihr anbot, störte wenigstens nichts in ihren Neigungen. Sie konnte Fanny behalten und brauchte Frau Ebsen nicht zu verlassen.

„— Oh! niemals. — — — Ich schwöre es Ihnen, Eline.“

„Also, abgemacht. — — Ich werde die Mutter Ihrer Kinder sein.“

Ohne recht zu wissen, wie es geschehen, hatten sie sich verständigt, sich in einer Minute für das ganze Leben verbunden; und als Frau Ebsen auf der Terrasse erschien, errieth sie alles, da sie Beide Hand in Hand sah, an das Fenster gelehnt und gemeinsam ihre Kleinen überwachend.

Siebentes Kapitel.

Port-des-Heils.

Von allen den Dörfern, welche zwischen Paris und Corbeil an dem linken Seine-Ufer hingestreut sind, von allen diesen hübschen Landhäusern mit ihren sonnigen Namen: Orangis, Ris, Athis-Mons, — ist Petit-Port trotz seines mehr bürgerlichen Namens der einzige Ort, welcher eine Vergangenheit, eine Geschichte hat. Gleich Ablon und Charenton, war es am Ende des sechszehnten Jahrhunderts ein wichtiger calvinistischer Mittelpunkt, einer jener Versammlungsorte, welche durch das Edikt von Nantes den Pariser Protestanten zugestanden worden. Die Kirche von Petit-Port sah jeden Sonntag die größten Herren des evangelischen Glaubens um ihre Kanzel versammelt: Sully, die

Rohans, die Fürstin von Orange, deren große gold-überladenen Karossen unter den Ulmen der königlichen Landstraße vorüberfuhren. Berühmte Theologen predigten dort. Es fanden auch glänzende Taufen und Trauungen in diesem Gotteshause statt, auch Aufsehen machende Glaubenswiderrufe, doch der Ruhm dauerte nicht lange.

Nach der Aufhebung des Ediktes wurde die Calvinistische Bevölkerung zerstreut, die Kirche niedergerissen; und als im Jahre 1832 Samuel Authemann dorthin kam, um seine Schmelzöfen einzurichten, fand er nur noch ein kleines Gärtnerdörfchen, ohne eine andere Erinnerung an seine in dem Staube der Archive begrabene Geschichte, als den Namen, den man einem wüsten Stück Landes, einem aufgegebenen Steinbruche gegeben hatte, nämlich „Le Prêche“ („die Predigt“). Auf diesem Terrain, genau auf der Stelle des alten Gotteshauses selbst, wurden die Werkstätten gebaut, ganz am oberen Ende der großartigen Besitzung, die der zu dieser Zeit schon reiche Goldhändler gleichzeitig

gekauft hatte. Das Kammergut war historisch wie das Dorf, denn es hatte einst der Gabrielle d'Estrées gehört; aber auch dort war nichts weiter von der alten Zeit übrig geblieben, als eine Steintreppe, ganz verwittert von Sonne und Regen, deren Doppelrampe ganz schwarz von wildem Wein und Epheu, nach beiden Seiten hin sich abrundete; der Name der alten Treppe: „Gabriele", schien auf ihren Stufen Gruppen von vornehmen Herren und Damen, deren prächtige Atlasgewänder im Grünen erglänzten, erwecken zu wollen.

Gewiß waren viele Bäume des Parkes Zeitgenossen der Favoritin gewesen; aber die Bäume sprechen nicht wie die Steine, sie können nichts erzählen, denn sie verlieren ihr Gedächtniß mit ihren Blättern bei jedem Wechsel der Jahreszeit. Alles, was man von dem früheren Schlosse weiß, ist, daß es die Besitzung beherrschte, und daß die Leutewohnungen den Platz am Ufer einnahmen, auf dem sich jetzt das moderne, durch die Authemans restau-

rirte und vergrößerte Gebäude befindet. Nachdem sie so einige Jahre dort gewohnt hatten, mußten sie unglücklicherweise, wie alle Uferbewohner zwischen Paris und Corbeil, die Durchfahrt der Eisenbahn, welche die ganze Seine entlang so viel alte und reiche Besitzungen zerrissen hat, über sich ergehen lassen. Das Geleise nach Orleans ging gerade an der inneren Freitreppe vorbei und trennte sie so von den Blumenrabatten, und zwei von den vier prachtvollen Pawlonias, welche den Rasen beschatteten, mußten abgehauen werden. Zu jeder Tageszeit störten nun die vorbeirasselnden Züge mit ihren langen Rauchwolken die Ruhe dieser prachtvollen Besitzung, welche jetzt von beiden Seiten offen war, die abgetrennten Stücke durch eine leichte eiserne Brücke verbunden; von den kleinen vorüberfliegenden Waggonfenstern sah man die mit kugelförmigen Orangenbäumen besetzte Terrasse, auf der die Familie Autheman in amerikanischen Schaukelstühlen frische Luft schöpfte; weiter unten sah man Stallungen aus rothen Ziegelsteinen gebaut, Gewächshäuser

aus Glas und den Gemüsegarten, der durch die Eisenbahn in zwei Theile getheilt, nun ganz die längliche Form von den Gärten der Bahnhofsinspectoren angenommen hatte.

Als Johanna Autheman durch den Tod ihrer Schwiegermutter Herrin über Vermögen und Willen ihres Gatten geworden war, wurde sie in Petit-Port durch die calvinistischen Erinnerungen dieses Ortes, die ihr wie eine Prädestination für ihr Werk schienen, zurückgehalten. Sie ließ das Landhaus, wie das Pariser Palais gänzlich umgestalten, ließ das alte Gotteshaus wieder herstellen, ließ Mädchen- und Knabenschulen bauen, und als die Arbeiter der Schmelzöfen mit dem Onkel Becker nach dem Hüttenwerke von Romainville übersiedelten, blieben nur noch die Bauern in Petit-Port, Gemüsegärtner, Winzer und die wenigen Lieferanten, wie man sie an den kleinen Landorten findet. Unter diesen Letzteren übte nun Johanna, unterstützt von Anna de Beuil, ihre Bekehrungssucht aus. Die alte Jungfer ging von Thür zu Thür,

die Kundschaft und den Schutz des Schlosses allen Denen versprechend, welche in die Kirche kommen und ihre Kinder in die evangelischen Schulen schicken würden, es wären Freischulen mit Arbeitswerkstätten im Zusammenhang, in welchen die Schüler nach vollendetem Unterricht eine ihren Fähigkeiten angemessene Beschäftigung fänden.

Es gehörte eine festere, religiöse Ueberzeugung dazu, wie man sie kaum unter unseren Bauersleuten noch findet, um so vielen Vortheilen widerstehen zu können. Einige Kinder kamen zuerst, dann gewöhnten sich die Eltern daran dieselben in die sonntäglichen Zusammenkünfte zu begleiten; und, nachdem Frau Autheman bisher einem „Familien-Gottesdienst“ allein vorgestanden hatte, gesellte sie sich nun einen Pastor aus Corbeil zu, alt und schüchtern, der die Communionen, die Trauungen, die Begräbnisse besorgte, aber stets nur ein Untergebener blieb, da Johanna, welche sehr herrschsüchtig war, sich die oberste Leitung über ihre Kirche und ihre Schulen vorbehielt. Als dieser Greis

nach einigen Jahren starb, hatte sie, trotz ihres großen Vermögens und ihres Einflusses auf das Pariser Consistorium, viel Mühe ihn zu ersetzen. Die Pastoren folgten schnell auf einander in Petit-Port, bald überdrüssig der Rolle als „Vorleser“ oder als „Kirchendiener“, zu der man sie degradirte, bis zu dem Tage, wo Johanna Herrn Birk von der scandinavischen Kirche begegnete, welcher ein richtiger Miethling war, zu Allem bereit, und gerade soviel Französisch kannte, um aus der Bibel vorzulesen und die Ceremonien abzuhalten.

Die Predigten und die Auslegung der Bibelverse behielt sie sich selber vor, und man kann sich das Erstaunen der Bauern denken, als sie die hübsche Schloßfrau auf die Kanzel steigen sahen. Und wie gut sie sprach, und so lange wie der gescheidteste Pfarrer. Dann, dieses neue, schöne Gotteshaus, welches viel größer war als ihre Dorfkirche, die Feierlichkeit der hohen, kahlen Wände, das Ansehen und das Vermögen des Banquiers. — — Sie gingen erstaunt und bewegt

heraus, erzählten, was sie gesehen und wie die junge Frau Authemann ihre Messe lese. Nach dem Gottesdienste blieb die Schloßherrin in der Sacristei, um diejenigen, die mit ihr sprechen wollten, zu empfangen, sich von ihren Geschäften erzählen zu lassen und ihnen Rath zu ertheilen, nicht mehr in der mystischen Sprache der Kanzel, sondern in vertraulichem Tone und in sehr praktischem Sinne.

So setzte sie auch eine in Geld und Kleidern bestehende Prämie fest, welche allen denen, die zum reformirten Glauben übergingen, an dem Tage des Abendmahls übergeben wurde. Der Briefträger machte den Anfang, dann folgten der Bahnwärter und seine Frau. Ihre „Aufnahme" geschah mit großem Pomp; und als man sie mit neuem Tuche, mit guten wollenen Sachen bekleidet sah, mit dem Gelde, das in ihren Taschen klang, und überdies von nun an unter den Schutz des Schlosses gestellt, ließen sich viele andere mit fortreißen.

Um dieser unbändigen Propaganda Widerstand

zu leisten, waren in Petit-Port nur der Pfarrer und die „Schwester“. Der Pfarrer, ein armer, frommer Mann, lebte kümmerlich von seiner Pfarre ohne Nebeneinkünfte und zugleich, wie man erzählte, von dem Ertrage der Fische, die seine Magd unter der Hand in die Wirthshäuser von Abloe verkaufte. Uebrigens gewöhnt, sich vor dem reichsten Grundbesitzer im Orte und dessen vorwiegendem Einfluß zu beugen, hätte er es ohnehin gewiß nicht gewagt, gegen die Authemans aufzutreten. Sonntags, auf der Kanzel, erlaubte er sich zwar einige versteckte Anspielungen, sandte Bericht auf Bericht an das Bisthum in Versailles, aber dies hinderte nicht, daß seine Kirche sich leerte wie ein zersprungenes Gefäß, aus welchem das Wasser entrinnt, und daß die Reihen der Kinderlehre sich von Jahr zu Jahr lichteten, sodaß den wenigen Rangen, die noch kamen, der Platz zu köstlichen Versteckspielen zwischen den Bänken blieb.

Schwester Octavia, die Vorsteherin der Mädchenschule, war eifriger, wie es alle Frauen zu sein pflegen,

welche die Leidenschaft antreibt; sie warf dem Pastor seine Schwäche vor und stellte sich ganz dreist dem Schlosse als Gegnerin gegenüber. Sie agitirte tüchtig, denn auch sie hatte Zeit dazu, sie eilte durch das Dorf, mit hin und her schlagender Flügelhaube, mit dem herausfordernden Geräusche ihres großen Rosenkranzes, und versuchte ihre Zöglinge einzufangen, wenn sie aus der evangelischen Schule kamen: „schämst Du Dich nicht, Du gottloses Mädchen?“

Sie suchte die Mütter in ihren Waschküchen auf, die Väter auf freiem Felde, sie rief Gott, die Jungfrau, alle Heiligen an, deutete auf den mystischen Himmel, an dem der Bauer nur Wasser oder Sonne für seine Ernten sieht; aber sie stieß nur auf schlau blinzelnde Augen, auf tiefe, heuchlerische Seufzer:

„Nun ja, Schwester, gewiß, — — es wird viel besser sein, wie Ihr meint!“

Das Schrecklichste war, wenn sie und Anna de Beuil an demselben Orte sich begegneten; die beiden sich gegenüberstehenden Frauen schienen die Urbilder der

Ich glaube, diese Dame mit den ewigen Fragezeichen ist wohl eine Lehrerin. Sie hat die fixe Idee zu corrigiren. Sie liest wohl nur, weil sie an ihren Fehlern nicht genug bekommt. C'est un homme!

beiden Religionen zu sein, die Eine mager, zusammengeschrumpft und gelb, gleichsam — trotz der vielen seitdem verflossenen Jahre — noch immer Aufstände und Verfolgungen empfindend; die Andere wohlbeleibt, mit liebenswürdigem Aussehen, mit Wangen, die aus dem Kinnband hervorquollen, mit fleischigen Händen, mit der behäbigen Sicherheit ihres Nonnenschleiers, der ja gewöhnlich den Schutz der Reichen genießt. Hier jedoch kämpfte das Schloß gegen die Schwester, und die Partie war ungleich.

In ihrem Eifer überlegte Schwester Octavia ihre Worte nicht, und sie begnügte sich auch nicht damit, Frau Autheman und ihre Predigten lächerlich zu machen, sondern erhob die schwersten Anklagen gegen sie, wie, daß sie die Kinder bei Seite schaffe, daß sie allerhand Gewaltthätigkeiten anwende, auch schlechte Medicinen und Zaubermittel, um sie zum Abschwören ihres Glaubens zu zwingen.

Der unerklärliche und plötzliche Tod eines jungen Mädchens, Félicia Damour, welche im Schlosse an-

gestellt war, verschaffte diesem Gerede Glauben. Es wurde sogar eine Untersuchung eingeleitet, welche damit endete, daß man Schwester Octavia nach einem andern Orte schickte. Ihr Platz wurde nicht mehr besetzt.

Der Pfarrer dagegen behielt seinen Posten, er lebte in seiner stillen Ecke, predigte in einer leeren Kirche, blieb aber trotz alledem in höflichen Beziehungen mit Authemans, welche ihm, zur Zeit der Jagden, sogar Wildpret schickten. „Diese Leute sind zu stark. — — Man muß sich einrichten —“, hatte der Bischof gesagt; und von jeder Verantwortung durch seinen Vorgesetzten entbunden, fing der brave Pfarrer seine Fische und ließ das Wasser fließen. Von dieser Zeit an bekam das Dorf ein merkwürdiges Ansehen. Zwischen den einförmigen Häusern mit den rothen Dächern, die ehemals von dem alten Autheman für seine Arbeiter gebaut waren, zwischen den gradlinigen Alleen von kleinen Ulmen, welche seine Schwiegertochter gepflanzt hatte, bewegte sich ein ganzes Volk von Kindern, alle

mit gleichen schwarzen Lustrinkitteln bekleidet, die von einem Lehrer im langen Rocke oder von jungen Mädchen mit Kleid und Kragen, wie es Anna de Beuil hatte, geführt wurden. Alle Leute aus dem Schlosse trugen ebenfalls schwarze Kleidung, geziert mit einem metallenen P. S. auf dem Rockkragen. Man glaubte sich in eins jener Dörfer der mährischen Brüder, wie Herrnhut oder Niesky, versetzt, welche eine Art freier, merkwürdig organisirter Gemeinden bilden; aber die Frömmigkeit dieser Halbgeistlichen ist aufrichtig, während die Bauern in Petit-Port abscheuliche Heuchler sind. Sie wissen, daß man es ihnen hoch anrechnet, wenn sie fromme Gesichter schneiden und zerknirschte Mienen zeigen, wenn sie gleichsam unter der Last der Erbsünde gebeugt scheinen und biblische Sprüche in ihrer bäurischen Mundart anzubringen wissen. Oh! diese Bibel — —. Die Luft in der ganzen Umgegend ist davon geschwängert. Alle Wände sind mit ihren Versen bedeckt; man sieht solche an dem Giebel der Kirche, an den Wänden der Schulen,

bei allen Lieferanten des Schlosses. Der Fleischerladen trägt über dem Schilde in großen schwarzen Buchstaben die Inschrift: Stirb hier, um dort zu leben; und der Gewürzkrämer hat in seinen Laden geschrieben: Seid den Dingen geneigt, die droben sind. Was aber bei ihm droben ist, sind grade die Flaschen mit in Branntwein eingelegten Pflaumen und Kirschen.

Doch die Bauern consumiren nicht viel davon, aus Furcht vor Anna de Beuil und ihrer Polizei; und wenn sie sich einmal ein Räuschchen anthun wollen, gehen sie nach Athis oder zu Damour, in den „Affameur“. Im Uebrigen sind sie diebisch, lügnerisch, unsittlich und feig, richtige Bauern des Departements Seine-et-Oise, sich damit begnügend, ihre Laster zu verbergen, um dieselben desto sorgsamer zu hegen. Das, was Petit-Port, dieses auf so merkwürdige Weise nach dreihundet Jahren aus seiner Asche wieder erstandene reformirte Dorf, von den anderen protestantischen Ansiedlungen im Pariser Bezirke, von den

Schulen in Versailles, in Jouy-en-Josas, von den Ackerbau-Colonien in Essonne, in Plessy-Mornay unterscheidet, ist der Umstand, daß es nicht durch Sammlungen unter allen Reformirten Frankreichs, Englands und Amerikas erhalten wird, sondern ganz allein von der Kasse Autheman's abhängt, deren Sache, deren Eigenthum es ist, und sich dadurch jeder anderen Beaufsichtigung entziehen kann.

Johanna Autheman bleibt der regierende Oberpriester, der geheime Einfluß über die Thätigkeit Anna de Beuil's. Während der acht Monate ihres Aufenthaltes sieht man sie nicht viel im Freien. Des Morgens besorgt sie die umfangreiche Correspondenz, welche das große Werk der Evangelistinnen erfordert, „l'Oeuvre", wie sie und die ihrigen es kurz nennen, und empfängt die Katechumenen, dann, des Nachmittags schließt sie sich ein in „die Zufluchtsstätte" („la retraite"), einem inmitten des Parkes isolirt liegenden Pavillon, welcher zu vielen geheimnißvollen Commentaren Veranlassung giebt.

Am Sonntag gehört sie ganz den Schulen und der Kirche an, der unheimlichen weißen Kirche, deren schweres Kreuz die ganze Besitzung überragt und bedrückt, ihr eine klösterliche Physiognomie giebt, welche durch die schöne und strenge Anordnung aller Dinge vervollständigt wird, durch die Sauberkeit der verlassenen Alleen, durch die religiöse Weihe des ganzen Hauses mit der langen geschlossenen Fronte, durch den Schatten eines schwarzen Gewandes, der auf dem Sande einer Allee, oder auf den Fließen der Freitreppe zuweilen sichtbar wird, durch den Gesang und Orgelschall, der aus der Ferne ab und zu, ruckweise herübertönt, und welcher die schwüle, lautlose Stille der langen Sommernachmittage unterbricht.

Gegen Abend belebt sich das Haus ein wenig. Das Gitterthor öffnet sich weit, Räder knirschen auf dem Kies, ein großer, schon alter, schottischer Hund schleppt sich herbei und umbellt einen Wagen. Es ist Autheman, welcher in seinem Coupé aus Paris zurückkommt, es vorziehend, eine Stunde im Wagen zu fahren,

anstatt seine traurige Gestalt der Neugierde des gegen fünf Uhr stets von Menschen wimmelnden Vorstadt-Bahnhofes preiszugeben. Dann entsteht ein Augenblick der Unruhe. Kurze Worte werden mit halber Stimme gewechselt, man hört von der Gegend der Ställe her Thüren schlagen, das Rücken eines Eimers und das Pfeifen des Stallknechtes, welcher seine Thiere tränkt. Darauf verfällt die Gemeinde wieder in ihr düsteres Schweigen, welches nur ab und zu von dem Rauch und dem Gerassel eines vorüberbrausenden Eisenbahnzuges unterbrochen wird.

Aber an diesem Morgen — einem frischen und herrlichen Maimorgen — zeigte das Schloß ein außergewöhnlich lebendiges Aussehen. In der Nacht, während eines furchtbaren Gewitters, war Hagel gefallen; er hatte die Aeste zerschlagen, die Bäume entlaubt, und die grünen, vollsaftigen Zweige, die zerrissenen, durchlöcherten Blätter und Blumen bedeckten, vermischt mit den Scherben der Treibhausfenster, die Freitreppe. Die Gärtner hantirten emsig mit ihren Rechen und

Karren in den raschelnden Aesten, dem knirschenden Sande und den klirrenden Glassplittern. Autheman, stets einer der Ersten, die des Morgens im Schlosse aufstanden, wie er auch in seinem Bankhause stets einer der frühsten war, durchmaß mit Hut und Handschuhen, fieberhaften Schrittes, nachdenklich die Terrasse in einer Erregung, als deren Ursache man die Zerstörung der schönen Hecken und der prächtigen Topfpflanzen ansehen konnte. Nach jedem Rundgang um die Terrasse kehrte er, aufgehalten durch die Stufen, mechanisch wieder um, warf bisweilen einen Blick nach den geschlossenen Fensterläden des Zimmers seiner Frau, erkundigte sich bei irgend einem Dienstmädchen, ob die gnädige Frau noch nicht aufgestanden wäre, und begann dann von Neuem seine Wanderung, indem er mit seiner behandschuhten Hand und mit einer nervösen Geberde, die ihm in den Stunden der Erregung eigen war, das schreckliche Uebel unter der schwarzen Binde rieb und kratzte; er sah wie ein Gespenst aus in dem klaren, rosigen Sonnenaufgang; und grade

so hatte ihn auch Eline Ebsen zum ersten Male hinter seinem Gitter gesehen, mit demselben stechenden, verzehrenden Blicke, mit der Bitterkeit dieses schiefen Lächelns, mit derselben stummen, schmerzvollen Frage auf den Lippen: „Wie häßlich, nicht wahr?“

Häßlich! Dies war die Verzweiflung im Leben dieses reichen Mannes, war die fixe Idee, welche ihn schon seit der Kindheit quälte; die Heirath, der Besitz der geliebten Frau, hatten ihn für einige Zeit davon geheilt. Er zeigte sich überall wie beruhigt durch den hübschen Arm, der jetzt in dem seinigen ruhte. Man sah ihn in der Kirche, auf der Börse, in den Sitzungen des Consistoriums, zu dessen eifrigsten Mitgliedern er gehörte. Er hatte sich sogar zum Bürgermeister von Petit-Port ernennen lassen. Doch plötzlich war die alte Hypochondrie wieder gekommen, und stärker und schwerer als vorher, hielt ihn von Allem zurück und bannte ihn wieder in sein Schloß und hinter das mit blauen Vorhängen verdeckte Gitter seines Bureaus, ohne daß dem Anschein nach irgend

etwas an der Wohlfahrt und an der erbaulichen Eintracht ihres Hauswesens verändert schien. Er war immer noch ganz in seine Frau verliebt und fügte sich in alle kostspieligen Launen ihres „Werkes“; sie blieb immer sanft, liebevoll, bot ihm pünktlich — beim Kommen und Gehen — ihre zarte weiße Stirne zum Kusse, erkundigte sich nach seinen Unternehmungen, nach dem Gang der Geschäfte, denn sie war eine Lyonerin, sich für den Handel interessirend und mystisch zugleich.

Sie erzählte ihm Alles, sprach über das Thema ihrer nächsten Predigt, über die Zahl der im Laufe der Woche der Sünde entrissenen Seelen, über welche sie ein Hauptbuch mit Soll und Haben führte. Aber ein Geheimniß, wie ein verborgener Riß, bestand zwischen ihnen, und wurde zuweilen an den zerstreuten Antworten bemerkbar, an den starren, flehenden Blicken des armen verunstalteten Mannes, mit welchen er die lächelnde Gleichgültigkeit Johanna's zu ergründen und einen empfindsamen Punkt bei ihr zu finden suchte. Sehr auffallend bei einer sonst so

exaltirten Person, wie Johanna war, daß sie ihn nie fragte, warum er sich von den frommen Zusammenkünften und allen Andachtsübungen zurückgezogen hätte, die Bank der Aeltesten verlassen habe, selbst an den drei großen Abendmahlstagen des Jahres. Sie schien eine Erklärung zu vermeiden und wich einer solchen mit dem doppelten Instinct, als Frau und als Priester, geschickt aus, während er aus Stolz schwieg, auch aus Furcht, dieses schöne Gesicht, das einzige Licht seines Lebens, zu verdüstern. Diesmal jedoch hatte Autheman beschlossen, ein Ende damit zu machen, Alles das zu sagen, was ihn seit drei Jahren bedrückte, und er wartete, indem er auf den Steinplatten hin und her ging, oder sich auf das Geländer stützte, um die vorübergehenden Züge zu beobachten. — —

Jetzt braust der Sieben-Uhr-Eilzug heran! —

Er kündigte sich durch ein fernes Erbeben des Bodens an, durch ein Keuchen, welches den graden und einsamen Schienenweg von den Blumen, Blättern

und grünen Zweigen, die das Gewitter abgerissen, säuberte. Vor den Pawlonias lag ein wahrer Frühlingsteppich, auf den man sich hätte behaglich hinstrecken können . . .

Ach, da kam wieder der Traum seiner Jugend, dort zu schlummern, die Wange auf den Schienen, die schreckliche Wange, welche nichts zu heilen vermochte . . . . Und jetzt noch beugte sich sein ganzer, langer Körper über die Rampe, wie von einem Schwindel, einer mächtigen Versuchung angezogen. Aber schon war der Zug, heulend, pfeifend, wie in einem Orkan verschwunden, das Kupfer der Maschine leuchtete noch wie ein goldener Blitz aus der Ferne, und alle die kleinen Fensterchen schienen nur noch eins zu bilden in dem Wirbelwind von Staub, Funken und von Blättern, fortgerissen durch die Kraft des Dampfes. Kaum war er vorbei, so schien eine Art Betäubung in der Luft zu liegen, ein Stillstehen von Allem, während rechts und links die reingefegte Straße ihre glänzenden, schwarzen Schienenstränge entrollte, sie mit

der wachsenden Entfernung immer enger und schmäler erscheinen lassend. — —

„Madame erwartet den gnädigen Herrn im kleinen Salon“ — —

„Ich komme“ — — antwortete Authemann mit der Stimme eines aus dem Schlafe Erweckten, noch ganz bleich von dem Alpdrücken und in Schweiß gebadet.

In einem kleinen Salon des Erdgeschosses, dessen verblichene, grünseidene Möbel noch von der Heirath der alten Frau Authemann herstammten, verhandelte Johanna mit Anna de Beuil, indem sie zugleich auf der Ecke eines Pfeilertisches, welcher mit Papieren und Büchern bedeckt war, ihr aus einer großen Schale kalter Milch bestehendes Frühstück einnahm.

„Bleibe“ — murmelte sie zwischen den Zähnen ihrer Ministrantin zu, welche, Angesichts des Gatten, sich zu entfernen Miene machte; und Letzteren scharf mit ihren hellen Augen ansehend, sagte sie:

„Guten Morgen. — — — Das war ein Unwetter heute Nacht.“

„In der That schrecklich. — — Ich war besorgt um Sie. — — — Ich wollte Sie beruhigen; aber die Thür Ihres Zimmers war verschlossen . . . wie immer . . . .“ fügte er traurig und ganz leise hinzu.

Sie achtete nicht darauf und setzte die begonnene Unterredung fort, Brodschnitte in die Milch eintauchend:

„Bist Du dessen gewiß, Anna?“

„Wenigstens dann, wenn Birk nicht gelogen hat — — —“ antwortete Anna de Beuil in ihrer barschen Weise. . . „Nur wird die Heirath ihrer Trauer wegen erst in drei Monaten stattfinden.“

„In drei Monaten. — Oh! dann werden wir sie retten. —“ Und zu Authemann gewendet, welcher durch die Gegenwart einer dritten Person gereizt schien, sagte sie: „Ich bitte um Entschuldigung, mein Freund. . . . . Aber es handelt sich um das Heil einer Seele . . . . um Eline Ebsen, das Mädchen, von dem ich Ihnen erzählt habe. — —“

Aber was kümmerte ihn Eline Ebsen!

„Johanna! . . . .“ flüsterte er leise mit einem flehenden Blicke, aber er sah wohl, daß sie ihn nicht hören wollte, und fuhr in rauhem Tone fort: „Nun wohl, adieu. — Ich gehe.“ —

Eine Bewegung ihrer feinen Hand genügte, ihn zurückzuhalten, so wie die Bremse den Zug zum Stehen bringt.

„Warten Sie. — — Ich habe einen Auftrag für Sie. — — Ist Watson bereit?“ fragte sie Anna de Beuil.

„Sie will noch nicht recht, aber sie wird sich schon fügen.“

Alsdann schrieb sie auf einen Briefbogen mit dem Stempel des „Werkes“ einige Zeilen, die sie laut überlas:

„Mein liebes Kind, nächsten Mittwoch legt Mistreß Watson ihr öffentliches Bekenntniß auf das Evangelium ab. Bei dieser Gelegenheit werden wir eine schöne Zusammenkunft im Saale B. 59

Avenue des Ternes abhalten. Ich rechne sehr darauf Sie dort zu sehen.

Die Ihrige in Christo."

Dann unterzeichnete sie, übergab den Brief ihrem Manne, indem sie ihm anempfahl, denselben noch an diesem Morgen besorgen zu lassen und ertheilte ihm noch mehrere Aufträge: Correcturbogen für die Druckerei, eine Bestellung auf dreihundert Bibeln und ebenso viel „Tägliches Brod", den Stimmer für das Harmonium des Saales B zu benachrichtigen. Was noch? — Nein, sonst nichts mehr.

Auf der Schwelle wendete er sich noch einmal um, sein Bedauern über die verfehlte Zusammenkunft und verunglückte Unterredung auszudrücken, wollte sprechen, wagte es aber nicht, und ging mit großen, wüthenden Schritten fort, hinter sich die Thüre zuschlagend.

„Was hat er denn?" fragte Anna de Beuil.

Johanna zuckte mit den Achseln:

„Immer dasselbe." — Und sie setzte hinzu:

„Sage Jegu, daß er einen neuen Riegel an mein Zimmer macht — — der, welcher daran ist, hält nicht mehr.“

„Der Sturm dieser Nacht wahrscheinlich,“ meinte Anna de Beuil — — „das ganze Haus zitterte.“

Und sie sahen sich an, ohne zu lachen, mit ihren verschlossenen, kalten Gesichtern. . . . .

Achtes Capitel.

Mistreß Watson's Bekenntniß.

In der Avenue des Ternes, neben einer Omnibus-Station, traten am Abend Frau Ebsen und ihre Tochter in den Hof eines von Arbeitern bewohnten Häuser-complexes; derselbe war nur schwach durch ein breites Glastransparent erleuchtet, auf dem die Worte: „Evangelischer Saal" standen, und dessen röthliches Licht dem der Polizeilaterne glich. Am Eingange, in dem Zwischenraum einer mit grünem Kattun überzogenen Doppelthüre, theilte ein Mann kleine Bücher, Tractate, Psalmen aus, welchen er das Programm der Abendversammlung beifügte, die bereits begonnen hatte, als sie anlangten.

Der Raum, eine frühere Werkstatt, erst kürzlich in einen Betsaal umgewandelt, war groß und hoch und zeigte noch unter der weißen Tünche der Mauern an Stellen, auf welche das grelle Licht einer Gasflamme fiel, die schwarzen Spuren der Schmiedeöfen und der Leisten, an denen die Werkzeuge gehangen. Auf etwa vierzig Bänken, die kaum zur Hälfte besetzt waren, sah man das verschiedenartigste Publikum: feingekleidete alte Frauen, einige fremde Damen, dann die Handlungsdiener des Autheman'schen Hauses, Neugierige, Bummler aus dem Stadtviertel, die es wohlfeiler fanden, hier am Ende einer Bank zu schlummern, als im Caféhause, ferner Arbeiterkittel, Kopftücher von Straßenkehrerinnen, — deren Zunft die meisten Lutheraner in Paris zählt — auch fünf oder sechs Soldaten mit geschorenem Kopfe und feuerrothen Ohren, endlich einige mit Fetzen bedeckte alte Bettler aus den Kirchen-Vorhallen, die für ihre Frömmigkeit nach der Stunde bezahlt wurden, mit weinrothen oder erdfahlen, verthierten Gesichtern, und zwischen ihnen eine Bettelfrau

inmitten eines Haufens zerlumpter, regungsloser Kinder, welche ein Stück Brod aßen.

Auf dem Podium, wo die hagere Figur Anna de Beuil's den Tact eines Psalmes mit einem schwarzen Stabe angab, thronte in einem großen Sessel Frau Autheman, correct und kalt wie gewöhnlich, vor einer Doppelreihe von evangelistischen Kragen und Lustrin-Kitteln aus den Schulen von Port-des-Heils; die weißen, sich hin- und herbewegenden Seiten der kleinen Gesangbücher bildeten den einzigen lichten Punkt auf diesem dunklen Hintergrunde. Eline, welche nach hintenzu neben ihrer Mutter saß, öffnete mechanisch das luxuriös gedruckte Programm, welches Folgendes enthielt:

Versammlung der Evangelistinnen.

Saal B. — 59, Avenue des Ternes.

---

1. Lied IV: Das kostbare Blut Jesu macht mich weiß wie Schnee.

2. Abhandlung: Die Trägheit der Seele, von Frau J. Autheman.
3. Bekenntniß des jungen Nicolaus, Zögling der Schulen von Port-des-Heils.
4. Bekenntniß der Mistreß Watson aus Cardiff: Eine Nacht in Thränen.
5. Lied XI: Sünder, fürchtet die Thorheit; wendet Eure Schritte gen Kanaan.

Sie hatte soeben dieses Kauderwälsch mit Mühe enträthselt, als Jemand zu ihnen trat, um sie und ihre Mutter zu bitten, doch auf der ersten Bank Platz zu nehmen, was Frau Ebsen's Eitelkeit außerordentlich schmeichelte. Sie war ganz stolz, sich zwischen den Federbüschen der alten Damen zu befinden, deren Equipagen sie vor der Thüre gesehen hatte, aufgereiht hinter dem Wagen der Präsidentin und den Omnibussen aus Port-des-Heils. Titel und Reichthum, das waren die schwachen Seiten der guten Frau, sie machte sich denn auch recht breit in ihrer seidenen Mantille, strahlte förmlich und lächelte nach rechts

und links, mit der liebenswürdigen Miene einer Pensionsvorsteherin während einer Preisvertheilung. Eline schmiegte sich Schutz suchend an sie an, verlegen darüber, so gesehen werden zu können und so gerade unter dem Blicke der Präsidentin zu sitzen.

Die Musik war beendet. Die Gesangbücher schlossen sich alle automatisch. Man vernahm in dem Saale das Scharren, das leise Husten eines Auditoriums, welches sich zum angestrengten Hören vorbereitet; und Frau Authemann trat bis zu dem Rande des Podiums vor, ihre schwarzen, ganz glatten Haare unter einem Hute der ersten Modistin — denn St. Paulus untersagt den Frauen das Beten oder Predigen mit unbedecktem Haupte, — und sie begann über das Schwinden des Glaubens, über die allgemeine Trägheit der Seelen zu sprechen. . . . . Es giebt keine Christen mehr unter den modernen Männern und Frauen! Man kämpft, man leidet, man stirbt nicht mehr für den Heiland. Man glaubt durch einige althergebrachte Gebete seine Pflicht gegen ihn erfüllt

zu haben, Gebete, die nur mit den Lippen gesprochen werden, mit leichten Opfern, welche den Egoismus der persönlichen Neigungen durchaus nicht stören. —

Eline erkannte in ihrer tiefsten Seele diese Stimme wieder, die sie so heftig bewegt hatte, und, die zwar kalt, aber dennoch durchdringend war, wie Eisnadelspitzen.

„Sie spricht für mich" — — dachte sie, und sie zürnte sich, daß sie hierher gekommen, obgleich sie die beherrschende Wirkung dieser Frauennatur auf ihre eigene Natur bereits kannte.

. . . . Nein, Jesus will diese erzwungene Andacht, dieses offizielle Christenthum nicht haben. Was er verlangt, ist ein vollständiger Verzicht auf Prunk, auf Wohlleben, auf alle Neigungen der Welt. . . . .

Draußen rollten die Wagen, und ihr Geräusch vermischte sich mit den Glockenzeichen der Omnibusse, mit dem Pfeifen der Tramway-Hörner, mit den schwerfälligen und schreienden Trillern eines Dudelsackes, den ein Auvergnate im Hofe spielte. Aber der Lärm

Babels und seiner Vorstädte drang nicht bis zu den Ohren der Evangelistin und störte sie nicht mehr als das mausartige Knabbern der kleinen Bettler, welche ganz hinten an ihrem Brode nagten, und das näselnde Schnarchen einiger unempfindlicher Seelen.

Gerade aufgerichtet und ruhig, mit der einen Hand ihren Umwurf über die Brust, mit der anderen ein halbgeöffnetes kleines Gesangbuch haltend, fuhr sie fort über das nothwendige Verzichten auf die irdischen Neigungen und Güter zu predigen, und schloß mit einem Citate aus der heiligen Schrift: „Wahrlich, ich sage Euch, es giebt Keinen, der Haus, Vater, Mutter, Weib und Kinder aus Liebe zu mir und meiner Lehre verlassen hat, der nicht hundertfachen Lohn dafür geerntet hätte.“ Die Orgel und der Gesang ertönten von neuem, und waren erquickend in dieser stagnirenden Atmosphäre zu hören, da nach der langen, trostlosen Rede eine allgemeine Abspannung sich bemerkbar gemacht. Einer der Soldaten stand auf und ging. Es wurde ihm zu

langweilig, und dann war es auch sehr warm unter dem Glasdache. „Sie sollten das Gas eindrehen . . .“ meinte die dicke Frau Ebsen leise, und Lina, in dem Glauben, ihr zu antworten, erwiederte lebhaft, fast gereizt: „Doch! — Doch! — Es steht in der Bibel.“ Plötzlich kreischte eine Knabenstimme von dem Podium, mit vorstädtischem Accente, mit den Mundverrenkungen eines Contremarken-Verkäufers. Es war der junge Nicolaus, der Zögling aus den Schulen von Port-des-Heils. Er war fünfzehn Jahre alt, hatte hohle Wangen und unter glatten und glänzenden Haaren eine Gesichtsfarbe, wie man sie in den Fabriken findet, er wiegte sich in seinem langen Kittel hin und her, und unterstrich jedes Wort mit der Geberde eines Gassenbuben: „Ehre sei Gott! Ich bin durch das Blut Jesu gereinigt, ich diente dem Satan, meine ganz schwarze Seele war in der Sünde verfault. — — Nein, ich kann es niemals wagen, Ihnen die Ungeheuerlichkeit meiner Fehler zu gestehen. — —“

Er schöpfte einen Augenblick Athem, und man

konnte glauben, daß er nun die Einzelheiten seiner Sünden bekennen würde. Da er zwei Jahre in La Petite-Roquette, dem Knabengefängniße, zugebracht hatte, bevor er in Port-des-Heils eintrat, so hätten die Zuhörer wohl Schlimmes zu hören bekommen. Glücklicherweise ging er darüber fort.

„Jetzt aber ist Alles Ruhm und Licht in meiner Seele. Jesus hat mich aus dem Strom des Verderbens gezogen, er wird auch Euch herausziehen, wenn Ihr ihn um Hilfe anruft.... Sünder, die Ihr mich hört, sträubt Euch nicht länger.“

Er sprach zu den alten Damen auf der ersten Bank mit einem verständnißvollen Lächeln, mit unmerklichem Augenblinzeln, als hätte er alte Galeerenkameraden vor sich; er ermahnte sie „die schlechte Gesellschaft“ zu meiden, sich dem Heiland hinzugeben, dessen kostbares Blut die größten Verbrechen sühnt. . . . Dann entfernte er sich, um Mistreß Watson von Cardiff Platz zu machen, indem er die Schultern wiegte, und seinen Kopf mit dem dünnen, runz-

lichen Schildkrötenhalse vorstreckte. — — — Als man die Mistreß sah, ging ein Schauer durch den Saal, wie beim Auftreten einer berühmten Schauspielerin. Diese Watson war der Anziehungspunkt des Programmes, und in den Kreisen der Präsidentin war ihr „Bekenntniß“ schon lange erwartet. Unter der einem Schirmdach ähnlichen Krempe eines englischen Hutes mit breiten Bändern, erkannte Eline das von den Thränen geschwollene Gesicht, die brennenden, blutunterlaufenen Augen der Erscheinung, welche ihr bei ihrem Besuche bei Frau Autheman so aufgefallen war. Ohne Zweifel hatte man sie an jenem Morgen die Probe ihres „Bekenntniß“ ablegen lassen, und Lina hätte erzählen können, wie viel Jammer es gekostet.

„Sie will noch nicht recht, aber sie wird sich schon fügen.“

Doch nein, bei dem Anblick der vielen Leute, bei dieser Beleuchtung, und angesichts der spähenden Augen, welche auf ihren Schmerz und auf ihre Häß-

lichkeit gerichtet waren, versagte ihr plötzlich die Stimme. Man sah diese arme platte Brust keuchen, man sah, wie zwei weiße Hände mit dicken Adern an die pfeifende Kehle griffen und dort instinktmäßig das krankhafte Hinderniß suchten, welches sie fast erstickte und die Worte nicht heraus ließ.

„Watson! —“ rief eine kurze und strenge Stimme.

Die Katechumenin beugte den Kopf nach der Seite, wie, um zu sagen, daß sie jetzt sprechen würde; und ihre Anstrengung dazu war so groß, daß man ein Gerassel, wie bei einer sich abrollenden Wanduhrkette, in ihrem Halse hörte.

„One nouit dans le larme! — —“ („Eine Nacht in Thränen“) begann sie, aber so leise, daß Niemand es hörte.

„Lauter!“ befahl die vorige Stimme. Darauf nahm sie von Neuem einen Ansatz, und in einem Athem und mit schrecklichem englischem Accente sagte sie: „Je avé grand fort souffert pour mon foâ eu Jiésou je vole recontrer vos le grand souffrance de

moa.“ („Ich haben sehr stark für meinen Glauben an Jesum gelitten, ich wollen Euch erzählen meine große Schmerz.“)

Im Palais-Royal-Theater hätte man wie toll gelacht. Hier sah man sich einander bestürzt an: „Was sagt sie?“ Auf dem Podium flüsterten Frau Authemann und Anna de Beuil geheimnißvoll. Dann rief die Präsidentin: „Eline Ebsen! — —“ mit einem Winke zu ihr zu kommen. Das junge Mädchen zauderte und sah fragend ihre Mutter an.

„Geh' nur! — —“

Sie gehorchte wie im Traume und begriff, daß man von ihr verlangte, das Bekenntniß, welches Mistreß Watson nun in ihrer Muttersprache ablegen würde, zu gleicher Zeit zu übersetzen. Sie, die wie gelähmt war, wenn zwei Personen neben ihr am Clavier standen, sie sollte hier vor diesen vielen Leuten sprechen! „Sie wird es nicht wagen — —“, dachte die Mutter. Dennoch wagte sie es und begann fügsam zu übersetzen, indem sie sogar den Tonbiegungen der Kate-

chumenin folgte, und Frau Ebsen, von mütterlicher Eitelkeit beseelt, sah stolz um sich, um den Effect, welchen ihre Tochter hervorgerufen, überblicken zu können. Ach! die unglückliche Mutter hätte lieber ihr Kind ansehen sollen, dessen Wangen in Fiebergluth aufflammten, dessen Augen zuerst unter den hellen Seidenwimpern niedergeschlagen, sich jetzt starr und glänzend öffneten; sie hätte alsdann begriffen, daß diese mystischen Anfälle sich fortpflanzen, wie die Nervenkrise, die bisweilen im Hospital eine ganze Reihe Kranker auf's Bett niederwirft, und daß jene verstörte und verblühte Wahnwitzige, die neben Eline stand und sie mit ihren Geberden, mit ihrem heißen Athem streifte, ihr nach und nach etwas von ihrem ansteckenden Wahnsinne mittheilte.

Dieses „Bekenntniß" der Watson war unheimlich und grausam.

Eines Tages war eines ihrer Kinder vor ihren Augen, fast in ihren Armen ertrunken; und dieser Tod hatte sie in eine schreckliche Erstarrung des Schmerzes

versetzt, aus der sie Nichts, Niemand herausreißen konnte. Da kam eine Frau zu ihr, welche sagte: „Watson, stehe auf und weine nicht mehr. Was Dir begegnet, ist eine erste Mahnung des Vaters im Himmel, die Strafe dafür, daß Du Dein ganzes Herz den irdischen Neigungen zugewendet hast, denn es steht geschrieben: Liebet nicht. Und wenn dieser erste Wink nicht genügt, so wird Dich der Vater im Himmel wieder warnen, er wird Dir Deinen Gatten, die beiden Kinder, welche Dir blieben, nehmen, er wird Dich unaufhörlich strafen, bis Du ihn verstanden hast.“

Watson fragte: „Was soll ich thun?“

„— Der Welt entsagen und für den göttlichen Meister arbeiten. Es giebt tausende von Seelen welche, aus Unwissenheit, dem Satan verfallen sind. Gehe hin sie zu befreien, bringe ihnen die Erlösung des Evangeliums. Dies ist der Preis für das Leben der Deinen.“

„Ich gehe,“ — — sagte Watson; und eine Abwesenheit ihres Gatten benutzend, — welcher Ober-

wächter des Leuchthurmes von Cardiff, stets die Hälfte des Monats im Dienste war, — verließ sie ihr Haus in der Nacht, während die Kleinen schliefen. O! diese Nacht des Scheidens, dieses letzte Wachen neben den beiden Bettchen, die von demselben so unschuldigen und gleichmäßigen Hauche gewiegt schienen, das verzweifelte Anklammern an die kleinen Händchen, an die in der Bewußtlosigkeit des Schlafes und in lieblicher, kindlicher Anmuth hingegossenen Aermchen. — — Welcher Abschied! Wie viele Thränen! Sie flossen noch bei der Erinnerung daran in den beiden, wie von verzehrender Lava vertieften Furchen von ihrem armen Gesichte herab. — — Aber mit Gottes Hilfe hatte Watson den Sieg über die Versuchungen des bösen Geistes davongetragen. Und jetzt, jetzt ist sie im Einvernehmen mit Jesu, — — jetzt ist sie glücklich, ach! wie glücklich, und ihr Herz wallt über vor Freude. — — Watson von Cardiff ist gerettet, Ehre sei Gott in der Höhe! Gerettet durch die Ehre Gottes in Jesu Christo. — — Und auf den Befehl ihrer Oberen,

wird sie gehen, um zu lobsingen und zu predigen, um die Liebe zum Heiland zu verkündigen, sei es auch auf dem Gipfel des höchsten Berges.

Schrecklich war der Contrast zwischen dieser personificirten Verzweiflung mit den ausgebrannten, zuckenden Zügen, und dem mystischen Hosiannah, das in einem säuselnden und lispelnden Englisch — delicious, very delicious, — gen Himmel zu fliegen versuchte, gleich dem armen, verwundeten Vogel, welcher mit blutenden Flügeln seinen Tod singen würde. Als das Bekenntniß beendet war, blieb sie auf derselben Stelle stehen, unbewußt, gefühllos, ihre erstarrten Lippen zu einem Gebete bewegend, welches man nicht verstand.

„Führt sie fort“ — — befahl Frau Autheman, und Orgel und Chor stimmten in dem Geräusch, des wieder erwachten Saales, das Lied an:

Sünder, fliehet die Thorheit;
Wendet Eure Schritte gen Kanaan.

In der That schienen Alle Eile zu haben, aus

dieser erstickenden, wahnwitzigen Atmosphäre zu entfliehen. Am Ausgange athmete Jeder tief auf, die Augen Aller waren erstaunt, die geräuschvollen Trottoire wiederzusehen, und das Gedränge um die Pferdebahnwagen und Omnibusse, und die Avenuen, fast versperrt durch die Wagen, welche bei diesem schönen, sommerlichen Sonntagsabende nach dem Bois fuhren, und die großen, electrischen Strahlen, welche vom Arc-de-Triomphe aus leuchteten, die Pferde blendeten und die Theaterzettel und Geschäftsankündigungen wie am hellen Tage erglänzen ließen.

Während Frau Ebsen, noch ganz erregt von dem Erfolge ihres Kindes und den Complimenten, welche die Präsidentin ihr gemacht hatte, es versuchte, trotz des Rasselns der Räder und des Stoßens des Omnibusses auf dem ungleichen Pflaster, mit Eline ein Gespräch anzufangen, antwortete das junge Mädchen, welches im Hintergrunde saß, kaum zehn Worte während der langen Fahrt von den Ternes bis zum Luxembourg.

„Wahrlich, Lina, das war prächtig aus dem

Stegreif übersetzt! — Lorie wäre stolz gewesen, wenn er Dich gesehen hätte . . . aber wie heiß es war! — Was meinst Du, diese Watson? — Es ist doch schrecklich, was sie da gethan hat — — Ihren Gatten, ihre Kinder — — Sage mir, hältst Du das für möglich, daß Gott so etwas befiehlt? — —"

In dem Tone ihrer Stimme lag Alles, was sie nicht auszusprechen wagte, namentlich wie ungereimt, wie grausam ihr die ganze Feierlichkeit erschienen war, sogar das: „Dummheiten sind dies Alles", womit sie gerne geschlossen haben würde, wenn sie nicht die verschlossene Miene ihrer Tochter, mit welcher sie sich nicht im Einverständniß wie gewöhnlich fühlte, bemerkt hätte. Instinctmäßig rückte sie näher zu ihr und suchte nach der Hand ihres Kindes, die sich kalt und schwer anfühlte.

„Was ist Dir, geliebtes Kind? — Du bist eisig kalt — — ziehe doch das Fenster auf!"

„Nein, nein, laß nur" — — sagte Eline leise, und zum ersten Male etwas gereizt, über die zweck-

losen Worte, über das liebevolle Gerede ihrer Mutter. Auch war ihr diese Omnibusfahrt am Sonntage zuwider. Alle diese Leute, welche Einen bei dem Ein- und Aussteigen jedes Mal anstoßen, dann die gemeinen Gesichter dieser im Dunkeln nur halb erkennbaren Mitfahrenden, die sich breit machten und doch so viel leeren Raum ließen. — — Auf den Spiegelrahmen gestützt, suchte sie sich zu isoliren, ihrer inneren Erregung von vorhin wieder habhaft zu werden. Allein was hatte denn Paris an diesem Abende, dieses Paris, wo sie zufällig geboren worden, und welches sie wie eine wahre Heimath liebte?

Es wimmelte in einer drückenden Atmosphäre neben übelriechenden Gossen von Menschen; Alles schien ihr erfüllt von dem lärmenden Gesange Betrunkener, vom Schreien hungernder Kinder, von dem Geklatsche der Frauen vor den Hausthüren. Dann kamen die eleganteren Stadttheile und ihr Luxus, die bis auf den Straßendamm überfüllten Caféhäuser, diese Männer, diese Frauen, dieses Hin und Her bei dem matten

Schein des Gaslichtes machten auf sie einen noch traurigeren Eindruck. Es kam ihr wie ein Maskenball vor, dessen Musik man nicht hörte, wie ein Schwarm toller Mücken, welcher in der Sonne um den Baum des Todes wirbelten. — Oh! welch schöne Seelenernte! Wie erhebend müßte es sein, allen diesen im Vergnügen Schwelgenden den Heiland zu zeigen. Und bei diesem Gedanken empfand sie, wie dort auf dem Podium, Etwas, das sie innerlich tröstete und ihre Seele sanft und doch so mächtig erhob. —

Es regnete jetzt; ein wahrer Aequinoctialregen, welcher über die Boulevards fegte, die Verkehr-Büreaux, die Thoreinfahrten mit bestürzten Leuten füllte, die gleich ertrunkenen Ameisen in dem Wasser herumpatschten.

Frau Ebsen schlief, eingewiegt von dem Wagen, ihr gutes Gesicht auf den Hutbändern ruhend. Eline dachte an den kurzen Erdenweg ihres egoistischen Lebens. Hatte sie wohl ein Recht dazu, die Anderen zu verachten? Was that sie mehr oder Besseres? Wie war doch das Gute, welches sie zu thun ver-

suchte, so wenig und kindisch!... Verlangte Gott nicht viel mehr? Und wenn sie ihn nun durch so viel Trägheit und Gleichgiltigkeit erzürnte? Schon jetzt hatte er sie gewarnt, wie Watson, indem er ihr plötzlich die Großmutter entriß, ohne der armen Frau Zeit zu lassen, zu Jesum zurück zu kehren. Wenn er sie mit einem neuen herzbrechenden Schlage strafte. — — — Ihre Mutter! — Wenn ihre Mutter nun ebenfalls plötzlich stürbe!..

Dieser Gedanke quälte sie die ganze Nacht. Der Eindruck jenes Abends wuchs und drang immer tiefer in ihr Innerstes, anstatt sich im Laufe der Zeit, und bei ihrem thätigen Leben zu verwischen; er befiel sie sogar während ihren Unterrichsstunden, in jenen befreundeten, reichen Häusern, wo sie den Kindern deutschen und englischen Unterricht gab, deren Mütter einst Frau Ebsen's Schülerinnen gewesen waren. Trotz des überall wohlwollenden Empfanges und trotz der Annehmlichkeiten des Comforts, welche so recht zu ihrer zarten Natur paßten, langweilte sich Eline jetzt an dem Arbeitstische, um den die kleinen frisirten,

blonden Köpfchen mit großen englischen Kragen und rothgestickten Jerseys herumsaßen. Die Fragen, mit denen sie die Kinder unterbrachen, die ganze Unruhe dieser kleinen Welt machte sie jetzt nervös, und wie Henriette Briß, kam sie dahin, ihre Beschäftigung verdummend zu finden, zu gering für die Kraft, welche sie in sich fühlte. Und die Eltern erst! . . . . Wie plump und unbedeutend waren doch diese Männer! — Was für Nippsächelchen diese Frauen!

Die Baronin Gerspach, mein Gott, ja, sie war eine gutmüthige Person; aber so nichtssagend, sie interessirte sich nur für den Stall des Barons, welcher die Rennen mitmachte, war immer in Sorge um einen sensationellen Namen für das junge Pferd, welches man vorführen wollte, oder suchte nach einem Heilmittel — Pulver oder Salbe — gegen jenes schreckliche Hautleiden, die Krankheit der Authemans, welche sie bei jedem Wechsel der Jahreszeit plagte, wie einst im Pensionat, als sie nur Deborah Becker war. Deßhalb eilte Eline, wenn die Lection beendet

war, schnell hinweg und erfand irgend einen Vorwand, um dem Frühstücke zu entgehen, da sie es vorzog, in aller Eile auf dem Tische des Pastetenbäckers ein Stückchen Kuchen, ein Glas Eiswasser zu nehmen, anstatt diesen üppigen Mahlzeiten mit Fleisch und Portwein beizuwohnen, wo der Baron, ein rohes Lächeln auf den wulstigen Lippen, plumpe Späße über ihre Heirathspläne machte.

Besser gefiel es ihr bei der Gräfin d'Arlot, in dem kleinen Palais der Rue Vézelay, wo die Nachbarschaft eines Barnabitenklosters die Wände und die Teppiche mit einem Weihrauch- und Andachtsdufte zu sättigen schien. Hinter dem Luxus und der Ruhe dieses Hauses aber war der tiefe Kummer einer Frau verborgen, ein Familiendrama, das Eline wohl kannte; denn die jungen Mädchen in ihrer socialen Stellung werden schnell mit den traurigen Wirklichkeiten des Lebens bekannt. Seit einigen Jahren mit einem Manne verheirathet, den sie heiß liebte, gewann die Gräfin eines Tages bei Gelegenheit eines Hochzeits-

besuches ihrer Nichte, einer Waise, die sie in ihrem Hause erzogen hatte, den Beweis — und welch' einen schmutzigen, handgreiflichen — den Beweis einer überraschten, innigen Umschlingung, Mund auf Mund, zwischen zwei Doppelthüren — daß diese junge Frau die Geliebte ihres Gatten gewesen und es noch war.

Der Welt willen, des großen Namens wegen, welcher stets geachtet war, und namentlich ihrer Tochter halber, welche nicht das Kind einer geschiedenen Frau werden sollte, vermied Frau d'Arlot jedes Aufsehen, wahrte sie den Schein einer ruhigen Häuslichkeit, jene Höflichkeit, jene Rücksicht, die Feinde, welche gezwungen sind, neben einander zu leben, einander schuldig sind. Aber sie vergaß nie, verzieh nicht, sie flüchtete sich in einen leidenschaftlichen, krankhaften Katholicismus und überließ den Erzieherinnen das Kind, welches ob dieser Vernachlässigung schon Vieles errieth, und dessen kleine Augen bei den Mahlzeiten mit einer besorgten und versteckten Neugierde von dem zu höflichen Vater nach der schweigenden Mutter schweiften.

Wie oft hatten sich Frau Ebsen und Eline gesagt, daß die arme Gräfin klüger thun würde, ihre Zeit weniger den Kirchen zu widmen und den größeren Theil derselben für ihr Kind, für ihr Haus, für ihre Pflicht als Mutter und Gattin, die ebenso trostbringend und weniger nutzlos war, als ihr ewiges Knieen, zu verwenden! Jetzt verstand sie Eline und machte ihr nicht mehr die übertriebene Frömmigkeit zum Vorwurfe, sondern nur das Egoistische und Unfruchtbare dieser Frömmigkeit, die profanen Klagen nämlich, welche immer in ihren Herzensergießungen gegen Gott vorherrschten. Welcher Unterschied gegen den Bekehrungseifer einer Johanna Autheman, gegen die Selbstverleugnung einer Watson!

„Nach welcher Seite gehen Sie, Lina? Ich werde Sie hinfahren — —“, fragte Frau d'Arlot nach der Lection; und in den weichen Kissen ihrer gut gefederten Equipage ruhend, gab sie sich wieder ganz und gar ihrem Kummer hin, sich gleichsam darin einwiegend, alles noch einmal durchlebend, indem sie dem jungen

Mädchen jene entmuthigenden vertraulichen Mittheilungen machte, mit denen die Frauen sich gegenseitig aufregen und betrüben; sie predigte diesem schon verwirrten Kinde die Weltverachtung, die Lossagung von allen vergänglichen Freuden, um jener Freuden willen, die nur im Himmel erblühen. Mehrmals hielten sie an und traten in eine Kirche ein. Da die protestantischen Gotteshäuser in der Woche geschlossen waren, machte sich Eline kein Gewissen daraus, mit hineinzugehen, um so mehr, da jeder Andachtsort eine mystische Atmosphäre hat, welche den frommen Seelen sehr behagt. In der leeren Kirche St. Clotilde konnte sie sich sogar noch besser sammeln und vor Gott prüfen, als Sonntags während des officiellen und weltlichen Gottesdienstes in der Rue Chauchat.

Dieser scandinavische Tempel mitten im Montmartre-Viertel, wenige Schritte von dem Hôtel des Ventes entfernt, ist eine der vielen Ueberraschungen, die Paris bietet. Wenn man von dem Boulevard des Italiens kommt, ist es förmlich ergreifend, sich plötzlich

in dem kalten Tageslichte zu befinden, welches von einer halb mit Glasfenstern versehenen Bogenwölbung herniederfällt, vor sich den Priester in langem schwarzen Talar zu sehen und die Predigt zu hören, die er in seiner harten, kehllautvollen Mundart hält. Seine Worte rollen wie abgelöste Felsstücke, prallen gleichsam an den massiven Holzbänken zurück, auf denen man Frauen mit gebeugten, weißen Nacken und schweren, röthlichen Flechten sieht, auch breitschultrige Männer, mit einem Worte die ganze dänische, norwegische und schwedische Colonie, — blühende Gesichter, helle Augen und Bärte, wie die der nordischen Götter — deren aller Namen in dem „Buche der Scandinavier“ des Caféhauses „la Régence“ eingeschrieben sind und für welche die Bäcker in der Rue St. Honoré ein eigenes Brod aus Gerste und Honig backen.

Lange Zeit war es für Eline eine köstliche Ruhestunde gewesen, dort des Sonntags dänische Kirchenlieder, die zu ihr von der unbekannten Heimath sprachen, auf der Orgel zu begleiten. Heute war sie dabei zer-

streut — — —. Wie konnten auch Gott diese, von gleichgiltigen Stimmen, in alltäglichem, mechanischem Tone gesungenen Rhapsodieen nützen? Ja, dieses war das officielle Christenthum mit seinen Gebräuchen, mit seinem Glauben ohne Wärme, über den Frau Autheman so entrüstet war. In Japan giebt es Betmaschinen, die man wie eine Leier in Bewegung setzt, und die alsdann die Gebete abrollen, und die wol genau ebenso fähig wären, die Herzen zu bewegen, wie dieser Gesang.

Und diese jungen Mädchen, welche, mit ihren schönen Büsten, mit den Fluthen ihrer wallenden, wie von glitzerndem Wasserstaube glänzenden Haare, kokettirend, sich auch hier nur um Toiletten und andere Nichtigkeiten bekümmerten, einander beobachtend und verstohlenen Blicks beneidend! Und diese gutmüthigen ruhigen Frauen, mit den runden Gesichtern, mit wohlgenährten Backen, Frauen, welche sich, noch ehe sie aus dem Gotteshause waren, begrüßten und zu Theegesellschaften einluden!

Ja selbst der Küster, welcher, wie ein Haus-

hofmeister gekleidet, mit seinem schläfrigen und gleichmüthigen Gesichte den an einem langen Stiele befestigten Klingelbeutel herumreichte, um Beiträge einzusammeln. Ja selbst der Pastor Birk, mit seinen gerollten Haaren, seinem zur Seite geneigten Kopfe, mit seinen schmachtenden und gierigen Blicken, die auf reiche Parthieen lauerten. Ja, wenn sie wieder nach Hause kommend, den alten Aussandon in seinem kleinen Obstgärtchen sah, die Gießkanne oder die Gartenscheere in der Hand, erschien ihr sogar dieser Mann, welcher so viele Beweise seines orthodoxen Eifers gegeben hatte, dieser Mann so grade und so fest in seinem Glauben, Aussandon, der Meister, der Aelteste der Kirche, erschien ihr auch dieser ebenso befallen wie die Andern und wie sie selbst. Ach, in allen erkannte sie diese Trägheit der Seele, welche sich überallhin auszubreiten schien, als Schimmel oben an den Giebel der Kirche, als Rost über das eiserne Gitterwerk draußen . . . .

Niemand in der Umgebung Lina's ahnte das Ge-

ringste von diesen Störungen, diesem langsamen Eindringen einer fixen Idee in das ganze Wesen des jungen Mädchens.

Frau Ebsen, ganz berauscht von dieser Heirath, welche ihre Wünsche erfüllte, — ihre Tochter bei sich und dazu einen Schwiegersohn im Staatsdienste — beschäftigte sich schon mit der Einrichtung und der Aussteuer.

Vergeblich war es, daß Eline einwendete: „später, es hat ja noch Zeit.“ — — — Die Mutter, welche selbst eine leidenschaftslose Verstandsheirath gemacht hatte, kramte fort in ihren Schränken, entfaltete ihr Weißzeug, suchte aus alten Reliquien die Kostbarkeiten heraus, welche sie ihrem Kinde geben würde, ohne sich um den geringen Eifer der Braut zu kümmern; eine mit dem Bildniß des Vaters geschmückte Brosche, eine Perlenschnur, Schmucksachen in Filigran gefaßt, wie sie im Norden getragen werden. Dann maß sie Spitzen aus, rechnete, und suchte, wie Alles am Nützlichsten zu verwerthen sei:

„Sieh' mal, Linette, ich habe genug zu den Aermeln — — wenn wir nun ebensoviel für den Hals fänden — — das würde hübsch sein, wenn Dein Hochzeitskleid ganz mit Brüsseler Spitzen besetzt wäre. — —“

Dann lief sie in alle Läden, um Wäsche und Hausgeräthe einzukaufen, denn die beiden Häuslichkeiten sollten vereinigt werden, und man dürfe nicht zu viel auf die Beisteuer des Erdgeschosses rechnen. Sie hatte sich dort umgesehen und mit Sylvanire festgestellt, was da fehlte, und, man muß es gestehen, es war so wie in den neuen Ländern, von denen Lorie öfters sprach .... viel Raum und Alles zu thun! — Aber, mit verständiger Sparsamkeit, mit den Stunden und den Uebersetzungen Lina's, mit dem Gehalt vom Ministerium, würde man schon vorwärts kommen; außerdem rechnete ja der Unterpräfect immer noch darauf, wieder in Gnaden aufgenommen zu werden. Chemineau hatte bei der Baronin davon gesprochen. Und sie sah schon Alle wohl eingerichtet

in einer Unterpräfectur erster Klasse, es durfte sogar eine zweiter Klasse sein, mit einem großen Garten am Meeresstrande, wie in Cherchell, mit Pferden und Wagen, einem Salon mit Kronleuchter, in dem Frau Ebsen ihrer Tochter helfen würde die Honneurs zu machen.

Alle diese schönen Träume besprach die Mutter mit Lorie, wenn er des Abends strahlend, seines Glückes sicher, hinauf-kam. Erfreut, die Lection vorschützen zu können, entzog sich Eline diesen Plaudereien, welche sie langweilten, sie sogar verletzten, da es sich immer um ihre Heirath handelte. . . . Sie verheirathet! Warum denn? . . . . Und während die dünne, eintönige Stimme des Kindes das Gelernte hersagte, sann sie nach, den Blick in die Ferne verloren, und sie empfand nicht das mindeste Interesse mehr an den Fortschritten ihrer Schülerin, auch nicht das geringste Vergnügen daran, die Kleine auf dem niedrigen Schemel, wo sie selbst früher zu den Füßen Großmutters gesessen hatte, zu sehen und sie Nähen

und Sticken zu lehren. Nein, sie hatte Eile, die neue Uebersetzung anzufangen, mit der sie die Frau Präsidentin beauftragt hatte: „Gespräche einer christlichen Seele mit Gott von Frau *** . . . .“

Von Jugend auf hatte Johanna Autheman vertrauliche Unterredungen mit dem Heilande gehabt. Das Buch gab dieselben in Fragen und Antworten wieder; und, in einer verzückten Vorrede, setzte J. T. Crouzat, Director der Schulen von Port-des-Heils, auseinander, wie diese Unterredungen mit dem Unerreichbaren, so verletzend sie auch für die Ansichten des modernen Zeitgeistes, für diejenige, die er „die große Mystikerin“ nannte, sehr begreiflich und ganz orthodox waren. „In der That, in dieser in Gott ganz vertieften Seele, — —“ „Lina, höre doch welch guten Gedanken Herr Lorie hat. — — Eine innere Treppe, welche die beiden Etagen verbindet. Er hat den Plan dazu schon entworfen.“ — —

Lorie näherte sich ihr und zeigte ihr mit seinem

Lorgnon einen, mit chinesischer Tusche wunderschön ausgearbeiteten Plan, den er in den Mußestunden auf seinem Bureau ausgeführt hatte. Die Treppe würde dorthin kommen, so — —

„Reizend!“ sagte Eline, ohne den Kopf zu wenden, und vertiefte sich immermehr in diesen unheilbringenden Mysticismus, in welchen die Lyonerin allen Groll ihrer Jugend wie in den weichen Nebel ihrer Heimath einhüllte. Dann, als die zehnte Stunde auf Saint-Jacques schlug, umfaßte die kleine Fanny sie voller Vertrauen mit ihren beiden Aermchen, sagte ein „gute Nacht, Mama,“ dessen reizender Ton die arme Lina auf eine Minute wieder mit dem Gedanken an ihre Heirath aussöhnte.

Eines Nachmittags, als Frau Ebsen allein zu Hause war, mit dem Ordnen ihrer Rechnungen beschäftigt, erhielt sie einen so unvorhergesehenen, so außergewöhnlichen Besuch, daß die Nase der guten Frau, aus Ueberraschung die Brille abgleiten ließ. — — Frau Autheman bei ihr! — — Gern hätte

sie die Wände des Vorsaales entfernt, um der Frau des großen Banquiers einen ihres Vermögens würdigen Weg zu schaffen. Zum Glück war der Salon, wie immer, in schönster Ordnung, die Jalousien aufgezogen, die Kupferleisten der Console blank geputzt, die Lehnstühle, mit ihren schönen Guipür-Ueberwürfen, alle an ihrem Platze. Aber sie selbst, wie mochte sie wohl aussehen in ihrem alten Hauskleide und der abgetragenen Haube? O Gott, o Gott, Mon Tieu! — — Mon Tieu! — — Und Lina war noch nicht zu Hause, — — „Wir werden schon ohne sie fertig werden," — — meinte Frau Autheman, deren ruhiges Lächeln mit der Aufregung der Dänin einen so auffallenden Gegensatz bildete, wie die feine und wirklich weltliche Eleganz ihrer dunkeln Toilette, — alles Seide und Schmelzperlen — gegenüber den in Unordnung gerathenen Fransen der wackern Frau. —

„Die gnädige Frau kommt vielleicht wegen der Gespräche? Eline ist noch nicht ganz fertig. . . Die arme Kleine hat nur am Abende Zeit. —" Und nun

erzählte sie von dem arbeitsvollen Leben ihrer Tochter, von ihren Gängen, ihren Lectionen, wie sie darauf bestände, Alles selbst machen zu wollen. „Sie sagt mir immer: Du hast genug gearbeitet, Mama, Du mußt Dich nun ausruhen. — — Ach! sehen Sie, das ist ein Kind. —"

Dieses „sehen Sie", von zwei großen Thränen begleitet, sagte mehr als die Redensart, die sie suchte, und welche die Frau des Banquiers ebenfalls in den Ecken des kleinen Salons, welchen sie genau mit ihren hellen Augen musterte, zu suchen schien.

„Wieviel verdient Ihre Tochter mit ihren Stunden? —" fragte sie, als die Mutter ausgesprochen hatte.

„Je nach dem, verschieden, gnädige Frau."

Eline würde ziemlich gut bezahlt, erzählte sie; aber es gäbe auch Zeiten ohne Verdienst, die Zeiten der Badereisen, der Seebäder und der fernen Sommerfrischen, welche Lina nie mitmachen wollte, um sie nicht allein zu lassen. Sie wäre gerade dabei, ihre

kleinen Rechnungen durchzusehen. — Dieses Jahr habe sie wol an die viertausend Francs eingenommen.

„Ich biete ihr das Doppelte, wenn sie sich unseren Schulen widmen will. —“ Diese Worte wurden nachlässig, in dem geringschätzigen Tone eines Millionairs hingeworfen. Frau Ebsen war geblendet. Achttausend Francs, welch eine Morgengabe für die kleine Häuslichkeit! Aber bei reiferer Ueberlegung schien es ihr doch unmöglich. Man müßte dann ja auf alle die schönen Verbindungen, auf d'Arlots, auf die Baronin, auf die man wegen Lorie's Beförderung rechnete, Verzicht leisten. Niemals würde ihre Tochter darin einwilligen.

Frau Autheman berief sich dagegen darauf, wie ermüdend dieses Leben und wie groß die Gefahr für eine junge, hübsche Person sei, so allein durch ganz Paris zu gehen, während im anderen Falle ihr Wagen sie jeden Morgen abholen würde. Endlich, nach vielen dringenden Bitten gab die Mutter nach für drei Tage in der Woche. Man verständigte sich wegen des

Honorars, wegen der Stunden. Eline würde in Port-des-Heils frühstücken und vor Einbruch der Nacht heimkehren. Wenn es einmal später werden sollte, so gäbe es ja auf alle Fälle Zimmer genug im Schlosse.

Frau Ebsen schrie entsetzt auf: „Was das betrifft, nein, niemals! — Ich würde nie schlafen können, wenn ich mein Kind nicht zu Hause wüßte — —.“

Die Andere unterbrach sie kurz, indem sie aufstand, um fortzugehen: „Sie haben Ihr Kind sehr lieb, Madame?“ fragte sie in ernstem Tone.

„— Ja, sehr —“, antwortete die Mutter, unwillkürlich bewegt von dem tiefen, ernsten Tone dieser sonderbaren Frage. „Ich habe nichts auf der Welt, wie meine Tochter. Wir sind bisher nie getrennt gewesen und niemals werden wir uns verlassen.“

„— Und dennoch verheirathet sie sich?“

„— Ja, aber wir werden immer zusammen bleiben. Das war meine erste Bedingung.“

Sie traten in den Hausflur.

„Man hat mir gesagt, dieser Lorie gehöre nicht

der wahren Kirche an —", sagte Frau Authemann, indem sie das Treppengeländer erfaßte und sich den Anschein gab, als wäre ihre Frage ohne jede Wichtigkeit. Die Mutter, welche hinter ihr ging, wurde um die Antwort etwas verlegen, denn sie kannte die Dame: Herr Lorie sei allerdings nicht — —. Aber die Trauung würde dennoch in der protestantischen Kirche stattfinden. Oh! Eline bestände selbst darauf.

„Ich grüße Sie, Madame — —", sagte die Frau des Banquiers mit barscher Stimme; und als Frau Ebsen ganz außer Athem und mit fliegender Haube an die Thüre kam, fuhr das Coupé schon in schnellem Trabe davon, sie so des eitlen Vergnügens beraubend, ihrem schönen Besuch vor den Augen der ganzen, erstaunten Nachbarschaft in den Wagen zu helfen.

Ende des ersten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt.

Im Verlage von Heinrich Minden, Dresden und Leipzig, erschienen ferner und sind durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Der Nabob.

Roman in zwei Bänden

von

Alphonse Daudet.

(Autorisirte Uebersetzung.)

Mit dem Portrait Alphonse Daudet's.

Preis elegant geheftet Mark 8.—
Preis elegant gebunden in 1 Band Mark 9.50.

„Ueber Land und Meer" (Jahrgang 1881, Nr. 19) brachte über das Werk nachstehende Besprechung: Von Daudet's „Nabob" ist jetzt bei Heinrich Minden in Dresden eine Uebersetzung erschienen, welche in Anbetracht der großen Schwierigkeit, die dieser vom Geiste Dickens' genährte französische Autor bietet, vortrefflich genannt werden darf. „Nabob" ist ein merkwürdiges Buch. Man muß das wunderbare Schilderungs- und Gestaltungstalent des Dichters anerkennen, indem man schaudert über die Abgründe des Egoismus und der Verlotterung unter dem zweiten Kaiserreich, die er aufdeckt. Die Figuren, wie der plebejisch edle Nabob selbst, dessen levantinische Frau, der Herzog, der irische Arzt, die ganze Bande der Geldmänner, der niederländische Bankier, dann die weiblichen Helden, die merkwürdige Bildhauerin, sind meisterhafte psychologisch feine Schöpfungen, Kabinetstücke an Sorgfalt und Farbenschimmer, die Handlung des Romans ist ergreifend. Als Sittenbild des jüngst zertrümmerten Kaiserreichs jenseits des Rheins hat der Roman eine eminente Bedeutung, als Kunstwerk ist er faszinirend und erschreckend zugleich.

Verlag von Heinrich Minden, Dresden u. Leipzig.

Der kleine Dingsda.

Geschichte eines Kindes

von

Alphonse Daudet.

(Autorisirte Uebersetzung.)

Mit dem Portrait Alphonse Daudet's.

Preis elegant geheftet Mark 5.—
" " gebunden " 6.30.

„Der kleine Dingsda" ist der fast durchweg autobiographische Roman des berühmten Verfassers, er erzählt auch hier mit jener Meisterschaft der Charakterisirung, die ihm eigen. Welch' überraschende Fülle von tiefem Gefühl und weichem Gemüth finden wir in diesem Buch vereinigt. Eine wohlthuende Innerlichkeit, ein anmuthender Sinn für Häuslichkeit und Familien-Idyllen zeichnen dieses Werk aus, das Niemand unbefriedigt aus der Hand legen wird. Mit ergreifender Treue sind die Mutter des „kleinen Dingsda" und sein Bruder Jacques geschildert, auch „Irma Borel" und der „weiße Kuckuck" sind dem Leben förmlich abgelauschte Figuren. „Der kleine Dingsda" darf vollberechtigt neben den Sittenromanen des berühmten Verfassers stehen und kann wärmstens empfohlen werden.

Verlag von Heinrich Minden, Dresden u. Leipzig.

Der neue Ahasver.

Roman aus Jung-Berlin

von

Fritz Mauthner.

II. Aufl., 2 Bde., Preis eleg. geh. M. 8.—, eleg. geb. in 1 Bd. M. 9.20.

Friedrich Spielhagen sagt in einer ausführlichen Besprechung (Westermann'sche Monatshefte, Juni 1881):

„Der neue Ahasver" ist Tendenz-Roman nicht mehr und nicht weniger, als es eben jeder Roman ist, der aus der unmittelbaren Gegenwart seinen Stoff nimmt.

Das ist kein geringes Lob, wenn man bedenkt, daß der Autor sich die ohnehin nicht leichte Aufgabe so schwer gemacht hat, als man sie möglicherweise machen kann. Weit entfernt, die friedlicheren Partien des Lebens aufzusuchen, die es denn doch, Gott sei Dank, auch noch heutzutage giebt, springt er mit beiden Füßen in das Gewühl des erbittertsten Kampfes, müht er sich ab an der Klarstellung und Lösung der leidigsten aller Fragen: der sogenannten Judenfrage. Er mißt dabei beiden Theilen Sonne und Wind so gleichmäßig zu, daß wir sehr begreiflich finden, was er in der Vorrede versichert, er habe bereits während des Erscheinens des Romans in den Feuilletons der Zeitungen den Zorn der Extremen hüben und drüben auf sich geladen: sowohl „des Pöbels höherer und niederer Stände, der sein Gift gegen den jüdischen Stamm verschwendet, als derjenigen Juden, die so wahnsinnig sind, mitten im Herzen Deutschlands eine orientalische Enclave zbilden u wollen." Es gehört nicht nur eine muthige, sondern auch geschickte Hand dazu, einen so heiklen Stoff zu ergreifen und ihn, Alles in Allem, in einer durchaus übersichtlichen Fabel zu formen, so daß innerhalb derselben so ziemlich sämmtliche Hauptseiten des Themas durch das Dasein und den Kontakt der in die Fabel verflochtenen repräsentativen Menschen auf ungezwungene, ja nothwendige Weise zum Ausdruck und Austrag kommen.

Albanus'sche Buchdruckerei (Christian Teich), Dresden.

32, 977-8

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Die Evangelistin

Bd.: 1.

1883

P.o.gall. 2569 h-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11667967-9